



Berlin, den 9. Juli 1898.

Sozialpolitik im Mittelalter.

Das Glück der Caesaren war gescheitert, das Reich der weltbeherrschenden Roma in Trümmer geschlagen, das Licht der antiken Kultur erloschen und erst ganz allmählich, in der langen, schweren Nacht rasender Völkerstürme, gelang es, das Fundament einer neuen Kultur und Staatsordnung zu legen. Bis sie aus primitiven Anfängen heraus zu fester Gestaltung gekommen waren, vergingen abermals Jahrhunderte. Und so war längst das zweite Jahrtausend unserer Zeitrechnung angebrochen, ehe die neue christlich-germanische Gesellschaft die in ihr ruhenden Keime zu voller Entwicklung gebracht hatte. Sobald aber dieser Zeitpunkt eingetreten war, mußte die mittelalterliche Gesellschaft, genau wie vorher die antike, die ihr eigenthümliche Klassenschichtung, Eigensüchlichkeit der Interessen und soziale Frage herausbilden. Für deren spezifische Form war natürlich in erster Linie die wirthschaftliche Struktur jener Epoche maßgebend, die durch den Kleinbetrieb in Landwirthschaft und städtischem Gewerbe charakterisirt ist.

In den Städten, denen wir uns zunächst zuwenden, herrscht das zünftige Handwerk und damit der Mittelstand, der eifrig und mit Erfolg darauf bedacht ist, in der beruflichen Organisation und der städtischen Wirthschaftspolitik ein feines Interesse möglichst genau angepaßtes Milieu zu schaffen. Ausdrücklich erklärt die Zunft, deren Mitglieder allein berechtigt waren, zu produziren, für ihre Absicht, daß „sich einer by dem andern dester baß (besser) erueren möge“ (wie es in einer alten straßburger Zunfturkunde heißt). Dem gemäß darf Keiner den Betrieb allzu sehr vergrößern und die ganze Landschaft an sich reißen, muß Jeder lothaler Konkurrenz sich besleißigen, ist die Aufnahme stadtfremder Elemente unter die Zahl der zünftigen Meister sehr erschwert. Diese Wirthschaftsorganisation mußte aber ihren Zweck um so mehr erreichen, als sie den Zwischenhandel auf jede nur mögliche Weise zu erschweren suchte.

Die ungemein praktische volkswirtschaftliche Anschauung dieser Epoche schied nämlich streng die unmittelbar produzierenden Elemente von denen, die sich bloß den Vertrieb der Produkte zur Aufgabe stellten; und, von der Annahme ausgehend, daß der Zwischenhandel jede Waare unnötig vertheuere, suchte sie nach Möglichkeit überall den Produzenten in direkte Verbindung mit dem Konsumenten zu bringen. Das geschah in erster Linie durch die Vorschrift, daß die Produkte des Handwerkes nur von Dem verkauft werden dürften, der sie selbst gefertigt hatte. Bei anderen Gebrauchsobjekten wiederum, wie Getreide und Vieh, war der „Vorkauf“ verboten oder eingeschränkt und eben so der Engroskauf zum Zweck des Wiederverkaufs. „Wenn aber der Handel beschränkt wurde“, konstatiert Georg von Below, „so mußte natürlich die Zahl der Kaufleute eine entsprechend geringere sein, — eine Schlußfolgerung, die durch historisch-statistische Untersuchungen bestätigt wird.“ So zeigt sich, daß das Mittelalter dem Zwischenhandel praktisch und wirksam zu Leibe ging, um dem Handwerk dauernd einen goldenen Boden zu sichern.

Für die bei den Zünften beschäftigten Arbeiter hatte die Zunftverfassung den Effekt, eine Art von „Recht auf Arbeit“ zur Verwirklichung zu bringen. Eine Absatzkrise war wegen der vorherrschenden Produktion für den lokalen und genau gekannten Markt und wegen der tatsächlichen Beschränkung der Zahl der Meister in der Regel ausgeschlossen, die Zunftgesellen hatten langfristige Kontrakte und auf der Wanderschaft fanden sie überall Arbeit oder Unterstützung. Aber diese Vortheile beschränkten sich auf Personen, die bei Mitgliedern der Zünfte ihre Lehrzeit durchgemacht und Anstellung gefunden hatten, während alle nicht zünftigen Personen und alle jene Elemente, die zwar ursprünglich in der Zunft Aufnahme gefunden hatten, sich aber ihren Reglements und ihrer strengen Zucht nicht fügen wollten, in der Ausübung ihrer Ge- und Erwerbsthätigkeit behindert, wo nicht gar von den erlernten Berufen ausgeschlossen waren.

Weiter sorgte dafür, daß Alle, die Arbeit hatten, auch nicht allzu schwer mit dem Dasein zu ringen brauchten, die mittelalterliche Zehnerpolitik, die in den Maßregeln der Stadtverwaltungen zur Niederhaltung der Preise, vornehmlich der nothwendigsten Lebensmittel, gipfelte.

Die ideale Grundlage dieser Wirtschaftspolitik ruht auf dem ökonomischen Glaubensbekenntniß des Mittelalters, das auch Handel und Wandel von christlich-ethischem Geist durchdrungen wissen will und die weltliche Gewalt zur Hüterin der „christlichen“ Bewerthung der Waaren und des „gerechten“ Handelsgewinnes bestellt. Dieser Gewinn soll nicht jede beliebige Größe haben dürfen, sondern nur eine anständige Existenz als Aequivalent eines arbeitreichen Lebens ermöglichen, da der Verkäufer, nach Thomas von Aquinas Lehre, streben darf „ad lucrum non quidem ut finem ultimum laboris, sed tamquam finem necessarium ad sui et suae familiae sustentationem“.

tionem aut tamquam honestum, etsi non semper simpliciter necessarium.* Dagegen war die Ausnützung besonders günstiger Konjunkturen zum Zweck der Preiserhöhung, das Aufkaufen und Zurückhalten von Vorräthen oder gar die Ausbeutung von Noth und Unerfahrenheit der Käufer verboten. So kam der „gerechte Preis“ (justum pretium) zu Stande, der natürlich keine feste und unzweifelhaft bestimmte Größe darstellte, aber immerhin den Behörden die Handhabe bot, bei räuberischen Preisvertheuerungen durch das Kartell der Verkäufer zu interveniren. Und Das war unter Umständen sehr nothwendig; denn da die städtische und zünftige Entwicklung zur Sperrung des lokalen Marktes und zum effektiven Monopol der zünftigen Genossenschaft geführt hatte, war die Gemeinde nur zu leicht den Mächenschaften eines Ringes selbstsüchtiger Meister preisgegeben, wo es sich um nothwendige Produkte handelte, die jeden Tag frisch auf den Tisch des Bürgers kommen mußten. Um solchen Konsequenzen vorzubeugen, ward im Mittelalter der Handel mit Getreide und Fleisch systematisch geregelt und der Verkauf mit Vorliebe auf den Markt konzentriert, wo dem Käufer gleich das ganze Angebot entgegentrat. Den Schlüsselstein dieses Systemes bildeten Brot- und Fleischtaxen, die von der Obrigkeit festgesetzt waren. „Diese ganze ältere Verfassung des Wochenmarktes mit ihren Ge- und Verboten“, sagt Schmoller mit Recht, „war für die kleinen Wirthschaftsgebiete der alten Zeit das unzweifelhaft Richtige; sie hinderte einen damals in der Hauptsache noch überflüssigen Zwischenhandel, der stets neben seinem Vortheil den Nachtheil hat, daß er zur Schwarzgerpflanze, zum Organ werden kann, das Produzenten wie Konsumenten übervortheilt und ausbeutet; und sie suchte die Preise auf mäßigem Niveau zu halten.“ Auf diese Weise erreichten also die städtischen Behörden innerhalb des Rahmens des zünftigen Wirthschaftssystemes den angestrebten sozialpolitischen Zweck: die Preissteigerung der nothwendigen Lebensmittel möglichst zu verhüten.

Vergegenwärtigt man sich alle diese Maßregeln, die den zünftigen Handwerksmeistern den Absatz ihrer Produkte, den zünftigen Gesellen die Beschäftigung ihrer Hände und Allen den billigen Einkauf ihres Lebensunterhaltes verbürgten, so kommt man zu dem Schluß, daß die mittelalterliche Gewerbeverfassung und Stadtwirtschaft das umfassendste und durchgreifendste System gefeslicher Mittelstandspolitik darstellt, das die Weltgeschichte je gesehen hat, da es sehr breite Schichten der Stadtbevölkerung in ihrer Erwerbsthätigkeit privilegierte und gleichmäßig vor der Konkurrenz des Großkapitals wie vor der Durchlöcherung ihrer Privilegien durch die untersten Elemente der Stadtbevölkerung oder durch fremden Zuzug sicherte.

Jene breite Masse privilegierter Gewerbetreibender bildete nun aber keine Einheit, sondern sie zerfiel in zwei Klassen von Personen mit zum Theil widerstreitenden Interessen, nämlich in Meister und Gesellen. Anfangs freilich,

in den ersten Jahrhunderten des deutschen Städtewesens, hatten sich die Gesellen trotz aller Bevormundung durch ihre Meister doch im Wesentlichen mit ihnen eins gefühlt, weil sie damals ihr Dienstverhältniß nur als Uebergangsstufe zur Selbständigkeit betrachten mußten und selbstverständlich da, wo sie die Hoffnung hatten, einst aus dem Ambos ein Hammer zu werden, wenig Lust verspüren konnten, an dem Schmieden einer Waffe mitzuwirken, die später wider sie selber gebraucht werden sollte. Aber seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ändert sich dies Bild immer mehr zu Ungunsten der Gesellen: wer nicht mit den Meistern versippt ist, hat wenig Aussicht auf Selbständigkeit, da Jene immer mehr darauf bedacht sind, sich eine günstige ökonomische Stellung zu sichern und deshalb keine neue Konkurrenz aufkommen zu lassen. Jetzt ward den Gesellen klar, daß sie in wichtigen Punkten Interessen wahrzunehmen hatten, die denen der Meister gänzlich zuwider waren; denn sie beanspruchten kürzere Arbeitszeit, höheren Lohn, überhaupt größere Bewegungsfreiheit, während den Meistern natürlich das Gegentheil, zum Mindesten aber die Erhaltung des alten patriarchalischen Verhältnisses wünschenswerth scheinen mußte. Und nun währte es nicht mehr lange, bis auch die Gesellen sich die Organisation schufen, die zur Wahrung ihrer Klasseninteressen nothwendig war: die Gesellenverbände, deren Entwicklung an die von je her bestehenden Bruderschaften der Gesellen zum Zweck religiöser Bedürfnisse und gegenseitiger Unterstützung anknüpfte. Und da nun die Gesellen mit ihren Brotherren hartnäckig um eine Verbesserung ihrer Lage rangen — was im fünfzehnten Jahrhundert mit größtem Erfolge geschah —, kann man mit Recht von einer „gewerblichen Arbeiterfrage“ im Mittelalter reden. Die Mittel, zu denen die Gesellenverbände griffen, waren fast die selben wie heute: der Strike, das „Schmähen“ (d. h. die Berrufserklärung) widerspenstiger Meister, Zünfte, ja ganzer Städte, und die Boykottirung von Gesellen, die sich den Diktaten des Verbandes nicht unterwarfen. Wie schwer eine solche Berrufserklärung auf dem davon betroffenen Gesellen lastete, zeigt ein von Bruno Schoenlant in seiner Studie über die deutschen Gesellenverbände mitgetheiltes Brief, den ein für unredlich erklärter nürnbergischer Beutlergeselle aus Ulm, wohin er sich gewendet hatte, schreibt. Trotzdem er sich bereits zu rechtfertigen gesucht, sagt der Geselle, erhalte er in Ulm keine Arbeit vor völligem Austrag seines Handels. „Hab darzu weder essen noch trinken, wie ich mich dar vil tag mit einem rekla proß auf schtegen und gassen niederleg . . . bin meines alters im 24 jar, kan ain gut handwerk, wird mir aber zutreiben versperrt, muß also in hungerß not ganz armfeliclich mein zeit mit allerlay anschtung vertreiben, welches turken und hayden erbarmen hatten, aber bei dem peutler handwerk und bürgeren allhie wird mir kain barmherzigkeit bewysen.“

So zeigt es sich klar, daß die Gesellenverbände eine Macht sind: sie

bekommen das Geschäft der Arbeitvermittlung in ihre Hand, mildern die Bußen für den Kontraktbruch der Gesellen, verkürzen die tägliche Arbeitszeit, erringen den „guten Montag“ (d. h. einen halben Feiertag in jeder Woche oder alle vierzehn Tage, außer dem Sonntag), schaffen den Trucklohn ab und steigern die Löhne. So stellt sich der Ausgang des Mittelalters als das goldene Zeitalter der Arbeiter dar. Und erst mit dem Verfall des deutschen Städtewesens und dem Aufkommen der Territorialfürstenthümer findet eine Rückbildung der gewerblichen Organisationen statt, die sich in der Degeneration der Zünfte, dem Verfall der Gesellenvereine und ihrer polizeilichen Unterdrückung äußert.

Das Charakteristische der geschilderten Gesellenbewegung ist nun, daß sie als solche niemals gegen die bestehende Gesellschaftsordnung — wie es gerade die neuere Arbeiterbewegung thut — gerichtet war, sondern ausschließlich mit den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen rechnete: ihr Ziel war nicht die ökonomische Revolution, sondern nur eine Reform des spezifisch zünftigen Arbeiterrechtes. Damit soll vor Allem gesagt sein: die Gesellenbewegung als Ganzes war niemals im Mittelalter sozialistisch oder kommunistisch. Und die Gründe dafür sind auch leicht einzusehen. Erstens ist im städtischen Gewerbe des Mittelalters der handwerkmäßige Kleinbetrieb durchaus vorherrschend, sei es in der Form, daß ein Meister für den Verkauf produziert, oder, daß der Handwerker „Lohnwerker“ ist. Das heißt, seine Arbeit an fremdem Rohstoff bethätigt, indem der Kunde den Rohstoff liefert, den dann der Handwerker in dessen Hause oder auch in der eigenen Betriebsstätte verarbeitet. Zu Kooperation im großen Stil und kapitalistischer Produktion (im modernen Sinn) waren damals nur in der Web- und Wollenindustrie die Ansätze vorhanden. Die Folge war, daß das Motiv fehlte, das zur allgemeinen Verbreitung des Gedankens einer spezifisch sozialistisch geordneten Produktion — die immer einen bestehenden technischen Kollektivismus, d. h. das Zusammenarbeiten vieler in einer Betriebsstätte, voraussetzt — Anlaß geben konnte. Um so weniger konnten aber die Gesellenverbände, trotz allem Antagonismus ihrer Interessen gegenüber jenen der Meister und trotz manchmal offener Meuterei gegen Zünfte und Stadtverwaltungen, mit der Idee der sozialistischen Gleichmacherei sympathisieren, als ja gerade sie unter der bestehenden Gewerbeverfassung eine bevorzugte Klasse waren, eben weil die Stellung als Hilfskraft in einer Zunft faktisch ein „Recht auf Arbeit“ unter gewissen traditionell günstigen Umständen in sich schloß. So war also die Arbeiterbewegung jener Epoche wohl zuweilen revolutionär in den Mitteln — wenn nämlich ihren Forderungen ein allzu erbitterter Widerstand geleistet wurde —, niemals aber revolutionär in den Zielen. Professor Georg Kbler.



Buddhismus.

Unter den Erscheinungen Indiens hat keine in so weiten Kreisen Interesse erregt wie die Gestalt des Weisen aus dem Sakyastamm. Ueber die Grenze Dessen, was man erwarten oder wünschen konnte, hinaus hat das Interesse zu einer Bewegung geführt, die auf den Stamm der europäischen Weltanschauung ein indisches Reis pflanzen möchte, aber die Folgen ihres Handelns mit strenger Konsequenz zu ziehen, wohl nicht bereit sein wird. Der Buddhismus kann, wie jede andere geistige Bewegung, nur aus der Zeit heraus, die ihn gebar, verstanden werden; und der Erforschung jener Zeitströmungen ist die Mehrzahl der neueren Arbeiten, von Oldenbergs Buddha an, gewidmet worden. Der Buddhismus war keine Revolution, keine grundstürzende Neuerung im Gebiet der indischen Religionenentwicklung; er ist langsam und allmählich aus den Anschauungen des Brahmanenthumes hervorgegangen und war dort schon wohl vorbereitet, nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Terminologie.*) Er knüpft nicht an wirtschaftliche Zustände an; er ist kein „Kampf um den Futterplatz“, als den man wohl gelegentlich die Geschichte der Menschheit hat darstellen wollen, er ist eine Widerlegung des oft gehörten Satzes, daß religiöse und wirtschaftliche Bewegung von einander nicht zu trennen seien. Der Buddhismus entstammt einer Richtung, die nicht die lebensfrohe Bitte des Veda um ein freundvolles Alter, Reichthum an Rassen und Kindern kannte, sondern im Leben nur das Leiden sah. Brahmanische Sitte hatte das Leben des Hindu in mehrere Stufen von Akramas eingetheilt, von seinem Eintritt bis zu seinem Austritt aus der Welt. Wenn der junge Hindu mit der heiligen Schnur bekleidet und damit in den Kreis der „Zweigebohrnen“ aufgenommen ist, begiebt er sich zu einem Brahmanen, von dem er Unterricht im Veda empfängt und dem er dafür, wie ein richtiger Handwerkslehrling, in allen Stücken unterthan sein, Holz zum Unterhalt des heiligen Feuers sammeln, Almosen erbetteln, Wasser holen muß. Wenn der Schüler seine Studienjahre beendet hat und heimkehrt, tritt er in das zweite Stadium seines Lebens, in den Ehestand und die damit verbundenen Pflichten ein. Dreifach ist seine Schuld: die gegen seinen Lehrer trägt er durch sorgfältiges Studium des Veda ab, die gegen die Götter durch Darbringung großer und kleiner Opfer, die gegen die Eltern durch Manenopfer und Fortpflanzung seines Geschlechtes. Hat er seine Pflicht erfüllt, sieht er seine Haare grau werden und „seines Kindes Kind“, so kann er der Welt entsagen. Megasthenes berichtet uns von den Waldweinsiedlern, die unter den Vramanas die gelehrtesten seien, in den Wäldern leben, sich von

*) Kern: Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, übersetzt von G. Jacobi, Leipzig 1882, vol. I, S. 470 ff.

Früchten nähren und Baumastgewänder tragen. Das sind die *Banaprasthas* der indischen Literatur, die die Welt aufgaben und mit dem Verzicht des Lebens die Waldeinsamkeit vertauschten, um hier frommen Werken und Gedanken nachzugehen. Auf diese dritte Stufe kann eine vierte folgen: der Waldeinsiedler wird zum Bettelmönch. Waldeinsiedeleien und Vägergestalten Indiens waren Lieblingsdithemen seiner Dichter. Als Tochter *Kanvas* wächst *Sakuntala* in einem Vägerhain heran, König *Dushyanta* findet sein von ihr geborenes Söhnchen in der Andachtstätte des großen Weisen *Märtscha* wieder, „der, einem Pfahl gleich, unbeweglich, halb in einen Ameisenhaufen versunken, der Sonne zugewendet steht; eine Schlangenhaut trägt er statt einer Brahmanenschnur, in seiner bis zur Schulter herabhängenden Flechte bauen Vögel ihre Nester“. Jene Weisen, heißt es, sind gewöhnt, vom Wind zu leben, sie meditiren, während sie in Häusern aus Edelstein wohnen, und kasteien sich, auch wenn Göttermädchen in ihrer Nähe sind. In einem anderen Stück sehen wir einen Väger auf der Straße wandern, in alte Lampen gefüllt, und während ihn die Blicke der Vorübergehenden voll Schrecken, Neugier, Mitleid treffen, „schlafend ruhen in der Freude des Nestars geläuterten Intellektes“. Auf einsamer Höhe des *Himalaya* verweilt in einer wundervollen Schilderung *Kalidäsa* das Vorbild aller Väger, Gott *Siva*, in unbeweglicher Haltung, in tiefer Versenkung seine Augen auf die Spitze seiner Nase gerichtet, sein Haar mit Schlangen umwunden, als ihm von hinten der Liebesgott und mit ihm der Frühling naht. Die Gebilde der Dichter umhüllen einen festen Kern. Die Gestalten, die sie poetisch ausschmücken, leben nicht nur in ihren Werken. Die Gesehbücher zeigen uns anschaulich den Kreis der Pflichten der Waldeinsiedler. Wir sehen sie Akele mannichsacher Art üben, im Sommer sich der Gluth von „fünf Feuern“ aussetzen, in der Regenzeit allen Unbilden des Wetters trogen,^{*)} freundlich und mitleidvoll gegen alle Wesen; wir sehen sie, um die Vereinigung ihrer Seele mit dem Brahman zu vollenden, die *Upanishads* studiren, wie vor ihnen die Seher und brahminische Hausväter gethan haben, „zur Wehrung ihrer Kenntniß, Buße und Heiligung ihres Körpers“. Der Bettelmönch zieht wandernd von Ort zu Ort; nirgends weilt er lange; von Almosen nährt er sich und trägt als Kleidung nur einen Lendenschurz. Freude und Leid bewegen ihn nicht; sein einziges Sinnen ist auf die Erlösung aus dem *Samsära* gerichtet; das Leben lockt ihn nicht; der Tod dünkt ihn kein Schrecken, er harret seiner wie der Diener des Lohnes. Die indischen Gesehbücher haben sich oft als Spiegelbilder alter Sitte bewährt und die Mönche, die wir Erlösung suchend ruhelos und einsam durch die Wälder und Straßen Altindiens wandern sehen, sind Gestalten

^{*)} S. die zusammenfassende Darstellung bei *Jolly*, Recht und Sitte, Grundriß der indo-arischen Philologie, Straßburg 1896, S. 150.

aus alter Zeit. Es ist sogar der nicht ganz von der Hand zu weisende Versuch gemacht worden, in dieser Lebensform die Fortsetzung einer alten barbarischen Sitte wiederzuerkennen,^{*)} den Brauch der Scandinaven, Iraniern und anderen Völkern wohlbekannten Greisaussetzung, dem Klima und fortschreitende Gestattung mildere Züge verliehen haben. Das Ritual, das manchen Beitrag zur ältesten Sittengeschichte liefert, heißt den König oder Brahmanen nach Vollziehung eines Menschenopfers Hab und Gut verschenken und in den Wald gehen; und der Zusammenhang mit diesem blutigsten aller Opfer macht den Gedanken nicht unwahrscheinlich, daß man in den Wald einst nicht zu philosophischen Zwecken ging. Eine Vorschrift Manus sagt, daß ein König, der sein Ende nahen fühlt, das Reich seinem Sohne, seinen Schatz den Brahmanen übertragen und seinen Tod in der Schlacht oder auch nach einigen Auslegern im Feuer, Wasser oder durch Hunger suchen solle. Wohl auch hier ragt in spätere Zeit eine alte Sitte hinein. Wie Dem aber sei: die Zeit, um die es sich für uns handelt, zeigt den „Auszügler“ des brahmanischen Staates in dem freundlichen Licht eines weltflüchtigen Weisen, der in dem Walde die Ruhe seiner Seele sucht oder suchen darf. Der Uebergang von dem Stande des Haushalters zu dem des Waldeinsiedlers oder des Bettelmönches ist nicht geboten; es ist nur eine der vielen Formen, die das Leben Altindiens zeigt. In der reichen Mannichfaltigkeit des Dramas vom „Thonwägeltchen“ ist der Bettelmönch, der „von der Trommel frommen Denkens sich wachhalten zu lassen, nicht nur Kopf und Bart zu scheeren, sondern auch den Geist zu reinigen“ ermahnt, nur eine der vielen Personen des figurenreichen Stückes.

Was wollten diese Einsiedler und Bettelmönche? Schon in die Hymnen des Rigveda klingen, inmitten des Pompes seines feierlichen Ritus, wie Stimmen Dorer, die die Wahrheit suchten, sie aber in der Vielheit der Götter und ihres Ritus nicht fanden, die Lieder einiger philosophischen Dichter hinein.^{**)} Diese Stimmen mehrten sich; lebhafter wird der Drang nach Erkenntniß, lauter die Fragen nach dem Woher und Wohin. In den Aranyakas, den „Waldbüchern“ und Upanishads — so genannt von dem verehrungsvollen Niederlegen des Schülers zum Lehren oder, wie Oldenberg neuerdings, wie mir scheint, richtiger, erklärt,^{***)} von „dem verehrungsvollen Niederliegen“ zum Meditiren über Atman, Brahman und andere Wesenheiten, denen die philo-

*) Haberlandt, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 15, No. 5: „Ueber den dritten Agrama der Inder“.

***) Bearbeitet von L. Scherman, philosophische Hymnen aus der Rig- und Atharva-Veda-Saṁhitā, Straßburg-London 1887; und Druffen, Uebers. Geschichte der Philosophie I, 103 ff.

***) Zeitschrift der deutschen Morgenl. Gesellschaft 50, 457 ff.

fophschen Bestrebungen jener Zeit galten —, in diesen Werken haben wir die Erzeugnisse suchender und vom Zweifel bewegter Geister, die mit den Gedanken und oft auch mit den Worten ringen. Mehr als zweihundert, verschieden nach Umfang, Zeit und Werth, sind bis jetzt bekannt; sechzig von ihnen, darunter die wichtigsten, hat Deussens deutsche Uebersetzung*) allen Kreisen zugänglich gemacht. Halb theosophisch, halb philosophisch, mit dem einen Fuß noch im Ritual, mit dem anderen auf der ersten Stufe sich läuternder Erkenntniß, halb naiv und doch wieder von großer Tiefe, ich möchte sagen Kindergesichter mit großen, in die Ferne schauenden Augen: so zeigen sie uns die ersten Ansätze und Richtungen des philosophischen Denkens Altindiens; sie sind sachlich oft von sehr geringem, kulturgeschichtlich von größtem Werth.

Es ist ein charakteristischer Zug dieser Bestrebungen, daß sie nicht nur von Brahmanen, sondern auch von Kschatriyas ausgehen. Verschiedene Gespräche sind aufgezeichnet, in denen der Brahmane den Fürsten um Belehrung bittet und gerade der Kschatriya der Träger höherer Erkenntniß ist.**) Es scheint, daß im Osten die herrschenden Klassen den Brahmanen die Führerschaft auf geistigem wie sozialem Gebiet streitig gemacht haben;***) von einem Kschatriya des Ostens kam ja der entscheidende Anstoß zu der gewaltigen Bewegung, die im Lauf der Jahrhunderte über Asien sich fortpflanzte und bis zum Gelben Meer die geistige Welt in Schwingungen versetzte.

Auf die Upanishads folgen die großen philosophischen Systeme. In ihr weites Becken ergießt sich der Gedankeninhalt jener Zeit. An die Seite der rituellen Wertheiligkeit tritt erklärend und vertiefend die Vedantalehre; die Praxis der Asketen findet ihre philosophische Ergänzung†) im Sämkyha. Beide zeigen den Weg, der aus dem Samsära führt; jene, ein konsequenter Monismus, führt den Einzelnen zur Erkenntniß der Identität seines Selbst mit dem pantheistischen Brahman; die Sämkyhaphilosophie fußt auf einem Dualismus, der Annahme zweier Grundprinzipien, einer schöpferischen Urmaterie, der Prakriti, und einer unendlichen Vielheit von Einzelseelen oder Purushas, deren Erlösung eintritt, wenn sie sich ihrer Verschiedenheit von der sie umstrickenden Materie bewußt werden. Keins der uns überlieferten Lehrbücher dieser Schulen darf sich rühmen, auf die Zeit Buddhas zurückzugehen; aber immer deutlicher tritt die Wahrnehmung hervor, daß der Hauptinhalt ihrer Sätze schon damals fertig ausgeprägt bestand. Was ist die Ursache des endlosen Kreislaufes der Seele von Geburt zu Geburt? Die Inder suchen sie im Karman, in der „That“, die selbst wieder in der Begierde und

*) Sechzig Upanishads des Veda. Leipzig 1897.

**) Deussen, System des Vedanta S. 18; Garbe, Roed und Sib LXV.

***) H. Fild, Soziale Niederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit, Kiel 1897. †) S. die später zu erwähnenden Schriften Dahlmanns und Jacobis.

weiter in dem Irrthum über den wahren Werth aller Dinge ihre Wurzeln hat. Jede That, sie sei gut oder böse, findet ihre Vergeltung; und Glück oder Leid dieses Lebens sind die Sprößlinge aus dem Thun in früherem Leben. Nicht der Wille der selbst dem Kreislauf unterworfenen Götter, nicht Vorsehung, sondern das Karman waltet mit eherner Nothwendigkeit und wirkt sogar mit welterschöpfender Kraft.*)

Das waren die Grundanschauungen des sechsten vordhriftlichen Jahrhunderts, unter deren Einfluß im Lande der Gāthas ein junger Kshatriya aus vornehmerm Geschlecht heranwuchs. Seelenwanderung, Macht des Karman waren Voraussetzungen, die er herübernahm, ohne ihre Berechtigung zu prüfen; er versucht nur eine Antwort auf die Frage, wie man diesem von Leid erfüllten Leben entinnen könne. Alles Andere erscheint ihm unwesentlich. Als er einst von Mānuyaputta gefragt wird, ob die Welt ewig ist oder nicht, begrenzt ist oder nicht, ob Seele und Körper identisch sind oder nicht, weist er ihn ab. Ich habe Das nicht erklärt, sagte er, weil es nicht nützt, zu den Grundlagen der Religion nicht in Beziehung steht; nicht zu . . . höchster Weisheit und Nirwāna führt. Der Tradition nach war er in Lumbinī, einem Park oder Garten unweit Kapilavastu, geboren. Die Hauptstadt seines Heimathlandes lag schon um 400 nach Christus, als Fa-Hien aus China es besuchte, in Trümmern: „Das Land von Kapilavastu ist eine große Stätte der Verwüstung. Die Einwohner sind gering an Zahl und wohnen zerstreut. Auf den Straßen müssen die Leute sich hüten vor weißen Elephanten und Löwen und sollten nicht unvorsichtig reisen.“**) Erst in jüngster Zeit ist es dem Wirken eines deutschen Sanskritphilologen, des Herrn Dr. Bühler, der in anglo-indischen Diensten steht, gelungen, jene alten Stätten wieder aufzufinden.***) Am ersten Dezember 1896 legte er zwei englische Meilen nördlich von der nepalesischen Bezirkstadt Bhagwānpur mit nepalesischer Hilfe eine Säule frei, die neun Fuß über die Erde ragte. Sie zeigte zehn Fuß unter der Erdoberfläche eine vollständig erhaltene Inschrift des Königs Açoka von Māgadha, des Inhaltes, daß Açoka hierher gekommen sei, um an der Stätte, wo Buddha geboren ist, anzubeten, und zur Erinnerung an den Verehrungswürdigen ein Steinsäule errichten ließ. Da nicht anzunehmen ist, daß schon zu Açokas Zeit ein Irrthum über die Lage von Lumbinī möglich war, so ist die Geburtsstätte Buddhas geographisch fixirt und mit ihr sind es die Ruinen von Kapilavastu, die nach den chinesischen

*) Garbe, die Sāmkhyaphilosophie 177 ff. Leipzig 1894.

**) Legge, a record of Buddhistic Kingdoms, Oxford 1886, S. 68.

**) Bühler, Anzeigen der philos. histor. Klasse der wiener Akademie der Wissenschaften vom 7. Januar 1897, woraus meine Angaben entnommen sind. Das Verdienst, auf die Lage des Ortes zuerst hingewiesen zu haben, scheint Waddell zu gehören. Journal Royal As. Society, London 1897, S. 644.

Angaben etwa acht englische Meilen nordwestlich von Lumbini liegen und von Führer auf Grund dieser Angaben auch in der That gefunden wurden.

Seitdem vor längeren Jahren Oldenberg zum ersten Male ein klares Bild Buddhas und seiner Lehre auf Grund unserer ältesten Quellen gezeichnet hat, ist Mancherlei geschehen, unsere Kenntniß zu vertiefen. Besonders haben sich — abgesehen von den Uebersetzungen in den von Max Müller herausgegebenen *Sacred books of the East* — zwei Gelehrte durch Uebersetzung größerer Abschnitte unserer Texte verdient gemacht: H. C. Warren in seinem *Buddhism in translations* durch eine sorgfältige Auswahl von verschiedenen Texten, die das Wesen des Buddhismus in allen seinen Theilen illustriren, S. E. Neumann durch eine getreue Uebersetzung der sogenannten „mittleren Sammlung“ von Buddhas Reden*). Beide Werke werden klare Vorstellungen über den Buddhismus verbreiten und Vielen die Entscheidung darüber erleichtern, ob der Versuch, den im tropischen Klima gewachsenen Baum buddhistischen Denkens nach Europa zu übertragen, mehr sein kann als ein Glashausexperiment. Buddhas weltlichlicher Geist, der höchste Entfagung fordert, paßt wenig in eine materiell bewegte und das „Karmen“ fast allein schützende Zeit, der die milderen Anforderungen des Christenthums und der zehn Gebote Schwierigkeiten bereiten. Schon Rhys Davids hat darauf aufmerksam gemacht, daß Buddhas Reden nicht an Jünger so einfachen Gemüthes gerichtet waren, wie die waren, die sich um Christus schauerten, sondern an Brahmanen, die in der Dialektik und Klugelei der indischen Philosophie erwachsen waren. Es handelt sich nicht darum, zu erbauen, sondern, zu überzeugen. Wenig, was zum Leben ermuntert und tröstet; nicht Vereblung der Leidenschaften, sondern deren Unterdrückung; kein Mitwirken im Leben, sondern Abkehr von allen Freuden, ja allen Familienbanden, die ein Hemmschuh auf dem Wege zum Nirwāna sind. Die Wissenschaft hat jenen unklaren Bestrebungen nie ihre Hand geliehen. Das Interesse an der gewaltigen und für den Osten bedeutsamsten Kulturerscheinung wird dadurch nicht vermindert. Mit steigender Aufmerksamkeit wendet es sich der Frage nach den Beziehungen der buddhistischen Lehre zu den anderen philosophischen Systemen Indiens zu. Erst durch die genauere Erforschung der Sāmkhya-Philosophie, die wir Garbe verdanken, ist sie um ein erhebliches Stück ihrer Beantwortung näher gebracht worden. In der Vorrede zu der Uebersetzung eines Sāmkhyawerkes**) hat er alle Punkte hervorgehoben, die für eine genaue Uebereinstimmung zwischen Sāmkhya und Buddhismus sprechen und weniger in allgemeinen Uebereinstimmungen als in unwillkürlich beibehaltenen Neufertlichkeiten zu suchen seien. Garbes Untersuchungen sind durch Jacobi

*) Die Reden Gotamo Buddhas, I. Leipzig, W. Friedrich, 1896.

**) „Der Mondschein der Sāmkhyawahrheit“, Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie 1892, Bd. 19, Abth. III, S. 519 ff.

fortgeführt worden. *) Er erkennt zwar die Beweisraft der einzelnen von Garbe hervorgehobenen Momente nicht an, stellt sich aber in der Hauptsache auf den selben Standpunkt und geht namentlich von der sogenannten Kausalitätstheorie aus, um die Abhängigkeit des Buddhismus von der Sāmkhya-lehre zu beweisen. Buddhas „Heilige Vier Wahrheiten“ wollen den Weg aus der Welt des Leidens zum Nirwāna zeigen; die Kausalitätstheorie lehrt den Ursprung des Leidens. An ihrer Spitze steht als Ausgang alles Uebels die Avidyā, der Irrthum; an ihrem Schluß Geburt, Alter und Tod. Nicht wie eine religiöse Wahrheit klingt die zwölfgliedrige Kette einander bedingender Begriffe, sondern wie der Satz eines wissenschaftlichen Lehrbuches. Jacobi hat, wie mir scheint, endgiltig mit Bezug auf diese der buddhistischen Philosophie zu Grunde liegende Reihe gezeigt, daß sie mit dem Kausalitätsgesetz der Sāmkhya nicht nur im Wesentlichen in Bezug auf die einzelnen Begriffe, sondern auch in ihrer Anordnung übereinstimmt und daß der Buddhismus der beeinflusste Theil gewesen ist. **) Im Sāmkhya ist es der Puruṣa, die Einzel-Seele, die von Geburt zu Geburt wandert und die Folgen ihres Karman trägt. Durch die in ihr erwachte Kenntniß, daß sie von der Prakṛi verschieden ist, durch das Schwinden der Avidyā, tritt ihre Erlösung ein. Der Buddhismus kennt zwar auch das Karman, das zu einer neuen Zusammensetzung der ein Individuum ausmachenden Bestandtheile in einer neuen Geburt führt, aber er weiß von keiner Seele; und durch Lösung des Karman von einem individuellen Puruṣa zerstört er die Continuität und raubt dieser Lehre das notwendige Substrat.

Wie steht es mit dem Nirwāna? Weber im klassischen Sāmkhya noch im Vedānta ist das Wort zu besonderer Geltung gelangt, während es im buddhistischen System das Ziel ist, dem der Erlösung Suchende durch den Ozean des Saṃsāra entgegenstrebt. Aber auch das Nirwāna ist kein dem Buddhismus eigenthümlicher oder von ihm geschaffener Begriff. Die werthvollen Untersuchungen des gelehrten Jesuiten Dahlmann zeigen, daß es auf dem Gebiet der Brahmaphilosophie erwachsen ist. „Auf dem Boden einer Anschauung, die das reine Sein einzig im brahma nirguṇa sucht, ist jener philosophische Begriff vom Nirwāna entstanden, der in der starren Ruhe vollkommener Gleichmüthigkeit besteht.“ Zwischen dem klassischen Sāmkhya und dem Vedānta gleichsam in der Mitte steht nämlich die philosophische

*) Der Ursprung des Buddhismus aus dem Sāmkhya-Yoga, Nachrichten der R. Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen 1896.

**) Nach Abschluß und Abfindung dieser Charakteristik neuerer Forschungen erschien die dritte Auflage von Oldenbergs Buddha, in der Oldenberg die Ausführungen Jacobis bekämpft, wogegen Dieser in dem vor Kurzem ausgegebenen Heft der Zeitschrift der D. Morgenl. Ges. Stellung nimmt.

Lehre des Epos, die hinter der Vielheit der Seelen noch deren Einheit im Brahman sucht und eine ältere Phase der indischen Philosophie darstellt. In dem Bereich dieser epischen Philosophie hat das Nirwāna seine eigentliche Stätte. Jenseits der von rastlosem Wechsel erfüllten, von Stürmen durchtobten Welt strahlt in ewiger, gleichmäßiger Ruhe das Brahman, ein Fels, an dem die Wogen sich brechen, ein theilnahloser Zeuge des Werdens und Vergehens. Dem entspricht das Nirwāna als Ideal Dessen, der nach Erlösung strebt. Gegenüber dem endlosen Treiben der von der Wahnvorstellung des Ich beherrschten Welt, der Herrschaft der Leidenschaften, schwebt völlige und unerschütterliche Gleichmüthigkeit als höchstes Ziel ihm vor Augen. Weder Freude noch Leid, Liebe noch Haß, Hitze noch Kälte vermögen die Ruhe des Yogin zu stören: „Der Yogin ist gleichmüthig, er trauert und frohlockt nicht; jede Regung der Leidenschaft ist entschunden.“ Die Freuden der Sinne und die höchsten Freuden des Paradieses, heißt es in einem allerdings späten, aber charakteristischen Verse, wiegen nicht ein Sechzehntel der Freude auf, die das Unterdrücken jeglichen Verlangens gewährt. So hat auch den Begriff des Nirwāna der Buddhismus der brahmanischen Philosophie entlehnt, und wenn er sein summum bonum als „unerschaffen“, „ewig“, „unsichtbar“ preist, so sind Das Schlagwörter, die man schon in vorbuddhistischen Schriften findet und die dort dem reinen, höchsten Brahman gelten, als dessen Attribute sie verständlich sind. So erscheint Buddhas Lehre nicht zwar in der reinen und die Zeit überragenden Höhe, zu der man sie wohl gelegentlich erhoben hat, sondern eng verknüpft mit dem ganzen Gedankenkreis seiner Zeit, er selbst nicht mehr als der kühne Denker, der selbständig neue Bahnen weist. Dennoch bleibt er die bedeutendste Persönlichkeit unter den Lehrern Indiens, denn er hat den Ideen seiner Zeit Worte geliehen, die ihm die Herzen öffneten und auch die Menge gewannen. „In der Blüthe der Jugend, im ersten Mannesalter, gegen den Wunsch der weinenden und klagenden Eltern zog der Aristokratensohn, Kopf und Bart geschoren, in gelbem Gewand, hinaus aus der Heimath in die Heimathlosigkeit“ und wurde nach seinem Tode noch zum Lehrer der östlichen Völker, dessen Sittenlehre auch in wilde Völker einen göttlichen Funken trug. „Der persönliche Buddha“, sagt Hopkins, „hat die Menschen gewonnen; die Lehre, die von ihm ausging, erregte Enthusiasmus; seine Stellung als Aristokrat machte ihn dem Adel annehmbar, sein persönlicher Reiz erhöhte ihn zum Ideal des Volkes. Nach jeder Richtung zeigt sich die starke, anziehende Persönlichkeit dieses Lehrers und Bezwinners der Herzen. Er war einer jener Männer, deren Persönlichkeit allein genügt, um sie nicht nur zum Führer, sondern zum Abgott der Menschen zu machen.“

Breslau.

Professor Dr. Alfred Hillebrandt.



Hebbel als Prophet Bismarcks.

Aus allen persönlichen Erinnerungen an Friedrich Hebbel geht hervor, daß der Dichter im Gespräch erst seine ganze bezaubernde Wirkung zu üben vermochte, daß er ein Meister des Gespräches war. Eduard Kulte behauptet, er hätte für einen vierständigen Spaziergang mit Hebbel jedes seiner Werke hingegen, die er doch bewunderte. Für uns bieten die verschiedenen Aufzeichnungen nur einen sehr schwachen Nachglanz; wir können höchstens aus Hebbels Tagebüchern den intimen Reiz seiner Gespräche ahnen. Von vielen Interessen Hebbels geben die Werke fast keine Kunde; wohl aber sind wir jetzt in der Lage, uns seinen weiten Horizont, die Vielfältigkeit seiner Gedankenarbeit vorzustellen. Erst durch den Wiederabdruck seiner Zeitungartikel, mit dem Krumm in seiner Ausgabe den Anfang gemacht hat, eröffnen sich einzelne bisher verhällte Seiten. Besonders die Korrespondenzen, die Hebbel während der Revolution aus Wien an die Augsburger Allgemeine Zeitung richtete, lassen uns die politischen Ansichten des Dichters erkennen. Allerdings giebt es auch für sie poetische Zeugnisse, die „Agnes Bernauer“ vor Allem, dann aber die beiden einander ergänzenden Dichtungen „An des Kaisers von Oesterreich Majestät“ und „An Wilhelm den Ersten von Preußen,“ zu denen weniger bedeutende, von den sämmtlichen Werken ausgeschlossen gebliebene hinzukommen.

So klar und offen jedoch findet man Hebbels Ansichten kaum jemals ausgesprochen wie in den nachstehenden Aufzeichnungen; sie sind dem Tagebuch meines Vaters entnommen und verdienen, allgemeiner bekannt zu werden. Hebbel war im Jahr 1849 Feuilletonredakteur der Oesterreichischen Reichszeitung geworden, deren politischen Theil Leopold Landsteiner leitete. Mein Vater hatte ihm ein Feuilleton über Leoben und den „Erzherzog Johann“ eingeschickt, das auch bald anonym erschien. Das führte die persönliche Bekanntschaft herbei; am zwölften Dezember 1849 lag zum ersten Mal Hebbels Hand in der meines Vaters und bald zählte „der kleine Berner“ zu den ständigen Besuchern des Hauses Hebbel, auch noch, so oft er später in Wien erschien. Am einundzwanzigsten Dezember 1849 schickte nun mein Vater ein Feuilleton „Deutschland und die Weihnachtzeit“ für die Reichszeitung; es war eine geistreiche Satire auf die politischen Verhältnisse, zum Theil mit geschicktem Anklang an den biblischen Ton, aber zugleich durchzogen von einer sehr pessimistischen Auffassung der deutschen Zukunft, besonders mit Rücksicht auf Preußens Haltung. Der Aufsatz schloß mit folgenden Sätzen:

„Das deutsche Volk zündet sich seinen Weihnachtbaum an und wird ein Kind, springt und tanzt um ihn herum und besieht sich den herrlichen Goldstimmer, die schönen dreifarbigten Bänder und die Menge von Ge-

schenken, die um den Baum herumliegen. O, die prächtigen Spielereien! Hier in dieser Schachtel liegen preussische Soldaten einquartiert mit stimmern-den Pickelhauben und Zündnadelgewehr und außen steht mit großen Buchstaben: 'Baden'. In jener Schachtel ist französisches Militär mit der Devise 'Rom'. Hier sind Deputirte, die, wenn Du am Drächtchen ziehst, gar possierlich niden, dort ein Bilderbuch, gefüllt mit Szenen von den Schlachtfeldern von Fredericia und den dämpeler Schanzen! Und erst da, welsch schönes Schaukelpferd ist Dir bescheert unter dem Titel 'Das europäische Gleichgewicht!' . . . Und was ist Das da oben, das mit dem dunklen Schleier Verhüllt? Es schwebt stets ober dem Baum und ich kann es nicht ausnehmen.' 'Ei, Kind! kannst Du es nicht? Das ist Deutschlands Zukunft!'"

Nach Weihnachten suchte mein Vater den Dichter-Redakteur wieder auf und schildert seine Unterredung ziemlich eingehend in seinem Tagebuch: „O könnte ich Alles erzählen, was Hebbel heute, bei meinem zweiten Besuch, zu mir sagte! Ich wünschte mir stets, einen Stenographen bei mir zu haben, der jedes seiner Worte, jeden seiner Gedanken aufgezeichnet hätte. Das ist ein goldiges Gedankenmeer, ein Meer von schöpferischen Urwelten, hell leuchtend wie die Sonne und unergründlich tief und inhaltreich! 'Ein Tropfen genügt, um eine unsterbliche Seele, die tief unten in Schmerz erstarrt, wieder in Wonne zu lösen!' (Freies Citat aus dem Gedichte Hebbels „Gebet“, Werke 7 S. 141). Hebbel war heute viel lebhafter als neulich und begeisterte sich im Gespräch mehr und mehr. Der Gegenstand unserer Unterhaltung war auch ein wesentlich anderer als neulich und ganz geeignet, jeden Nerv unseres innersten Lebens zu durchzuden. Wir sprachen von Deutschland!

'Aus zwei Gründen', sagte er, 'habe ich den Auffag, den Sie mir neulich zuzusenden die Güte hatten, nicht aufnehmen können. Der eine davon ist der beschränkte Raum, der meinem Feuilleton zugewiesen ist. Sehen Sie z. B. die heutige Nummer an, wie wenige Zeilen mir vergönnt sind, und andererseits die Masse Zusendungen, die ich erhalte. Dieses Päckchen hier allein ist von dem herrlichen Moriz Wagner mir überschickt worden. Jedoch Das wird wohl in Bälde anders werden. Ich gedenke, das Feuilleton zu vergrößern. Der zweite Grund aber liegt darin, daß ich mit Ihren politischen Ansichten nicht übereinstimme. Der Redaktion des politischen Theiles unseres Journals wäre Ihr Auffag gewiß willkommener gewesen als mir. Er ist sehr gut geschrieben, allein, wie gesagt, ich denke in diesem Punkt anders.'

'Ich muß in der That gestehen, Herr Doktor, daß dieser Auffag mehr das Produkt einer tollen, übermüthigen Laune als reellen Nachdenkens war.'

'Was man auch immer über Preußen sagen mag: ich bin der Ansicht, es meint es ehrlich mit Deutschland. Oesterreich hat von je her kein Herz fürs deutsche Volk gehabt. Es will nur eine Renovirung der alten Bundes-

alte; und was gewinnen wir dabei, wenn wir über die Paragraphen andere Aufschriften, einen glänzenden Firniß, hier und da ein Goldflitterchen, im Ganzen aber doch das alte, morsche Gebäude erhalten? Es kann sich aus dem Polizeistaat nicht herauswickeln und will es auch nicht; darum kann es auch das erfurter Parlament nicht gestatten und nicht beschicken. Und ich hoffe Alles vom erfurter Parlament. Möglich auch, daß es gar nicht zu Stande kommt; ich erhielt erst gestern Abend einen Brief aus Berlin, den ich nächstens bringen werde, worin alle Zustände in schwärzesten Farben gemalt sind. Es scheint, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel vielleicht sehr bald abzutreten gezwungen sein wird und dann die jesuitische Partei Gerlach aus Ruder kommt. Da wird dann aus Deutschland wieder ein christlich-germanischer Staat werden und wir habens den Pfaffen zu danken, daß wir um unsere Einheit kommen. Ich weiß aus Ihren Artikeln, daß Sie das Pfaffenthum eben so wenig leiden können wie ich, und Sie thun Recht daran; aber glauben Sie mir, die protestantische Geistlichkeit ist um nichts besser als die katholische. Es ist also möglich, daß dann das erfurter Parlament nicht zu Stande kommt; aber dann gnade Gott der deutschen Einheit!

„Gesezt, es läme zusammen,“ sagte ich; „wer wird wählen? Wird nicht Preußen Protektorenrechte ausüben wollen? Wird es nicht der Sünden des frankfurter Parlamentes eingedenk sein?“

„Das frankfurter Parlament,“ antwortete der Doktor, „trat unter ganz anderen Umständen zusammen als dieses. Auch gab es zu viele demokratische Ultras. Seit der Zeit seiner Auflösung ist Vieles geschehen; die Hauptsache: man hat die Ultras des großen Hauses, der nichts weiß und versteht, niedergeworfen. Ich trat zu jener Zeit, als hier noch Alles jubelte und taktlos Unmögliches begehrte, lähn auf gegen dies tolle Umsturzwesen und habe meine Ansichten über dies Treiben in der Allgemeinen Zeitung niedergelegt. Philister! Bedant! riefen mir Viele zu; und ich habe eine recht interessante Perleschnur von Briefen aufzuweisen, die Drohungen gegen mich anonym enthielten. Jetzt, wo Viele meiner Freunde aufrichtige Verehrer des Ministeriums geworden sind, nennen sie mich einen Radikalen, weil ich die deutsche Einheit mit Gut und Blut vertheidige. Diese Einheit muß aber zu Stande kommen, wenn wir glücklich werden sollen. Die Ansicht, daß der gemeine Mann in Oesterreich blos Freiheit fordere und nicht Einheit mit Deutschland, ist grundfalsch. Freiheit ist eine sehr spezielle Forderung; aber allgemein ist der Wunsch einer Einheit mit Deutschland ausgesprochen; im Zoll-, Post-, Finanzwesen u. s. w. Wie lange wird es denn noch brauchen, daß die Oesterreicher einsehen, ihr Schwerpunkt sei in Frankfurt zu suchen und nicht an der Moskwa! Würde sich Oesterreich an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt haben, so wäre ihm vielleicht der große Länderkomplex

garantirt worden, denn im schlimmsten Fall ständen ihm vierzig Millionen Deutsche zu Gebot. Oesterreich ließ den Zeitpunkt vorübergehen. Aber ohne Primat kann kein einiges Deutschland zu Stande kommen. Staaten aber haben wir doch in Deutschland bloß zwei: nämlich Oesterreich und Preußen. Dieses bot auch seine Hand an. Was that das deutsche Volk? Es spie darauf, statt sie anzunehmen. Die einzige Sünde des frankfurter Parlamentes war, daß es den Weg der Vereinbarung, den allein zum Ziel führenden, nicht einschlug. Aber schon damals schrieben mir meine Freunde Uhlant, Rittermaier u. A.: Wir wollten uns ja gern vereinbaren, wären nur die Fürsten ehrlich! Ein zweiter Fehler war, daß das Parlament einen österreichischen Prinzen berief und dadurch Preußen ins Gesicht schlug und verhöhnte!

„Und Preußen,“ rief ich dazwischen: „hat es sich nicht alle Sympathien in Süddeutschland verschertzt durch seine Eingriffe in Baden, ja, selbst schon früher durch sein Benehmen in Schleswig-Holstein?“

„Eben Schleswig-Holsteins wegen,“ erwiderte er, „muß man Preußen achten. Eben deshalb muß man Oesterreich verachten. Glauben Sie mir, daß ich nicht für Preußen eingenommen bin, denn ich bin ein Holsteiner und habe mich um die Verhältnisse meines Vaterlandes sehr eifrig bekümmert. Oft sprach ich Stunden lang über sie mit Christian dem Achten von Dänemark, indem er vergaß, daß er König, und ich, daß ich Doktor sei (Das ist ein kleiner chronologischer Gedächtnißfehler Hebbels). Als Privatmenschen standen wir einander gegenüber, ich, der Holsteiner, ihm, dem Stockdänen. Ich habe nicht Ursache, die Preußen zu lieben, denn viele meiner Freunde modern jezt, die ihr Blut verspritzten für den fruchtlosen Kampf, den zwei unehrenhafte Waffenstillstände schlossen. Fünf meiner Verwandten blieben auf dem Schlachtfelde und ich habe zwei Brüder, den Einen als Kommandeur, den Anderen in einer untergeordneten Stellung, bei der schleswig-holsteinischen Armee. (Hier hat sich ein Hörfehler eingeschlichen, denn Hebbel hatte nur einen Bruder.) Mein Freund Voigsen — gemeint dürfte Boyesen sein — ist dänischer Statthalter von Schleswig-Holstein, also alle meine Sympathien sollten gegen Preußen gerichtet sein; und dennoch betrug es sich ehrenhafter als Oesterreich, das nicht nur seine Truppen nicht gegen Dänemark aus sandte, sondern sogar niederträchtig genug war, nicht einmal seinen Gesandten aus Kopenhagen abzuberufen. Aber was an Preußen so tief zu tadeln ist, ist, daß sein jetziger König keine Energie besitzt. Gebt mir nur auf ein halbes Jahr seinen Thron und ich will Deutschland einig machen. Wozu soll man die Souveränitätsrechte jener kleinen deutschen Fürsten, die nicht einmal von Gottes, die nur von Napoleons Gnaden ihre Throne besitzen, ehren, wenn sie nur dazu dienen, das Volk uneinig zu machen?“

„Jede Mediatifirung dürfte eine Revolution zur Folge haben, also einen Krieg Deutscher wider Deutsche,“ meinte ich.

„Glauben Sie?“ sprach Hebbel; ich nicht. Ich sage Ihnen, einerseits giebt es viele Fürsten in Deutschland, die gern ihre Throne verlassen, weil sie wissen, daß sie auf Vulkanen stehen, andererseits dürften sich die Völker nicht häufig widersetzen, wenn sie ihre Fürsten los werden können. Wäre der Preuzenking ein thatkräftiger Mann, er zöge das Schwert und zwänge den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, die deutschen Provinzen herauszugeben, und vereinigte Deutschland zu einem großen Kaiserthum. So aber lassen sie sich ein Glied nach dem anderen abhauen, und statt, wie früher nach Rußland selbst zu greifen — wie Bittbauen u. s. w. beweisen —, können sie jetzt nicht einmal Schleswig-Holstein behaupten. Freilich, die Nachbarn werden in die Hände klatschen und rufen: Bravo, bravo, Ihr Deutschen! Wir aber haben vielleicht eine Zukunft wie Polen. Wäre ich König von Preußen, ich gäbe den Franzosen das linke Rheinufer, gewährte den Engländern für einige Zeit Handelsfreiheit, — und in einem halben Jahre hielte ganz Norddeutschland, selbst die Hansestädte, zu mir und ich wollte Deutschland zu Ehren bringen! Sie dürfen mir glauben, ich kenne Deutschlands Verhältnisse ganz genau.“

Bei einem späteren Besuch am fünfzehnten Januar 1850 kam das Gespräch noch einmal auf den selben Gegenstand. Im Tagebuch meines Vaters heißt es: „Er erwartet Alles vom erfurter Reichstage. Er meint, es werde ein Mann auferstehen, der, ein deutscher Messias, Deutschland erlöse. Die Zeit hat ihr eigenes Maß verloren, die alte Form ist auf dem Punkt, morsch zusammenzubrechen, und es muß ein Mann erscheinen, der sich nur selbst Maß ist und den Anderen zum Maßstab dient, der die alte Form zerbricht und durch sich selbst eine neue bildet. Es gab schon öfter solche Völkertagen; nicht bloß in politischer Beziehung, nein, auch in moralischer. Wenn Titus Livius, dieser klein denkende Kerl, der nur Großes zu schreiben verstand, aber selbst klein war, von Hannibal, dessen Geschichte er übrigens nur verhungern konnte, erzählt, daß er nicht wußte, was böß und was gut sei, so lügt er nicht nur nicht, so ist Das nicht bloß eine philisterhafte Ansicht seiner hypermoralischen Krümerseele, sondern es war auch wirklich so; er hatte jenes Maß zerbrochen, was man der sogenannten Moralität bisher gestellt hatte; für ihn existirte wirklich Das, was die Anderen Sünde nannten, nicht; einen solchen Charakter suchte ich auch in meinem Holofernes zu schildern. Und doch müssen solche Menschen eben durch die Weltidee der Gerechtigkeit zu Grunde geschmettert werden. Es sind Unnaturen und können eben nur da vorkommen, wo man noch Formen hat. Wenn wir aber einmal den ewigen Kodex der Moralität ausgeschrieben haben, an dem die Menschheit seit Jahrhunderten arbeitet, dann wirds auch keine Menschen mehr geben, wie Holofernes, Hannibal, Caesar, Cromwell, Napoleon.“

Man muß gestehen, daß diese Aeußerungen Hebbels trotz ihrer ver-

lebenden Schärfe geradezu imponiren, weil sie den Eindruck machen, daß der Dichter nur durch sein gesundes Urtheil über die Thatfachen eine Persönlichkeit wie die Bismarcks vorausahnte. Interessant ist auch das Betonen jenes Schlagwortes, das wir gewohnt sind, auf Friedrich Nietzsche zurückzuführen: „Jenseits von Gut und Böse;“ da stehen die großen Männer, für die es keine Sünde giebt. Aber Hebbel nennt sie „Unnaturen“, aus dem Grunde, den er am dritten Januar 1848 im Tagebuch mit folgenden Worten ausspricht: „Es giebt keinen Menschen ohne Sünde, denn es darf keinen geben, er dürfte wenigstens nicht auf die Erde gesetzt werden, denn er würde für die Uebrigen keine Duldung haben, er würde ein Schwert sein, auf dem sie sich spießten.“ Ein anderes Mal (1851) sprach Hebbel mit Karl Debrois von Bruyd über Alexander den Großen, über den er nicht wie Rottted dachte. „Solche Individuen,“ sagte er, „sind von vorn herein der Geseze entbunden, unter denen die Massen stehen.“ Deshalb maß er der Rechtsphilosophie auch nur einen relativen und vergänglichen Werth bei, „denn es giebt ja unendlich viele Dinge, die sich gar nicht unter den Rechtsbegriff bringen lassen, weil er in einem viel höheren Geseze aufgeht.“ Die Auffassung Rottteds ist allerdings philisterhaft moralisch, kleinlich nörgelnd, doch berührt sich Hebbel mit ihr insofern, als auch er in einem Alexander eine „Unnatur“ sah, in gewissem Sinn demnach, wie Rottted, „ein öffentliches Unglück“. Der Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß Hebbel eine solche Natur jenseits von Gut und Böse in bestimmten Zeiten für nothwendig, sogar für wünschenswerth ansah, während Rottted selbst die „glänzende“ Idee der Vereinigung in einer Gesamtheit für eine „Anmaßung“ erklärte.

Lemberg.

Professor Dr. Richard Maria Werner.



Zwiespalt.

„Du liebst mich also?“ fragte sie.

„Ich liebe Dich. Und Du?“

„Auch ich liebe Dich.“

Aber warum nur waren sie nicht glücklich nach einem solchen Bekenntniß? Warum lag es wie eine Wolke von Trauer über Beiden?

„Du hast lange gezaubert, mir Das zu sagen“, setzte sie hinzu.

„Sehr lange. Du übrigens auch.“

„Ja, auch ich. Warum zögerst Du?“

„Weil ich nicht sicher war, daß ich Dich liebte. Und ich wollte weder Dich noch mich betrügen.“

„Du zweifelst? Ich hatte nichts Anziehendes für Dich?“ fragte sie.

„Du zogst mich an und ziehst mich noch heute an mit Deinen Augen, die so lebhaft sind und so oft voll sanfter Traurigkeit, mit Deinem frischen Munde, dessen Lächeln tausend neue und seltsame Formen hat. Ich bete Deine Hände an, diese weißen, tadellosen Hände, und bei dem Gedanken, daß sie in langsamer Liebkosung durch meine Haare fahren könnten, überläuft mich ein Schauer. Dein ganzes Wesen fasziniert mich und übt auf mich den unbefiegbaren Zauber des jungen, schönen, zur Liebe geschaffnen Leibes.“

„Und doch?“

„Und doch kommen Tage, wo ich all Das nicht mehr empfinde. Dann ziehst Du mich nicht mehr an, gar nicht mehr an. Weber Dein Blick noch Dein Lächeln bringen dann bis zu mir: sie scheinen mir farblos und leer. Vielleicht fühle ich sie gar nicht mehr, vielleicht bin ich blind und taub für ihre Sprache. In solchen Stunden könnte ich in Deiner Nähe sein, allein mit Dir, fern von jedem Geräusch und dem Getriebe des Werktages, kurz, in jenem Beisammensein, das Liebende so heiß ersehnen, und ich würde nicht einmal Deine Hand suchen, um sie zu küssen, ich würde nicht ein einziges Wort der Liebe sagen. . .“

„Das ist seltsam . . . sehr seltsam . . .“, murmelte sie.

„Es ist noch nicht Alles. Soll ich Dir noch mehr, noch Schlimmeres sagen? Wirst Du es nicht übel nehmen?“

„Ich nehme es nicht übel. Sprich.“

„Es giebt noch höhere Stunden, in denen mir Alles an Dir mißfällt. Nach der Gleichgiltigkeit erfährt mich ein Abscheu, ein rein physischer Widerwille. Deine Augen scheinen mir froh, verderbt und so hart, als könnte sie nie ein Schimmer von Sanftheit und Milde erleuchten. Dein Mund ist mir verhaßt, von Grund aus unsympathisch. Jede Deiner Bewegung ist für mich ungraziös und plump. Dir fehlt dann jede Harmonie, Du bist mir nichts als eine einzige Dissonanz, die meine Nerven verlegt, und ich muß Dich fliehen, wenn ich nicht ungezogen, ja fleghaft gegen Dich werden soll.“

„Und Das ohne äußeren Grund?“

„Ohne äußeren Grund.“

„Und dann?“

„Dann — ich weiß selbst nicht, wie es zugeht, denn die Verwandlung vollzieht sich unbewußt — dann kommt ein Tag, eine Stunde, wo Du mir plötzlich wieder in Deinem ganzen verführerischen Reiz erscheinst. Mag sein, daß ein Kleid daran schuld ist, das Dir gut steht, ein zärtlicher Ausdruck in dem Auge, eine Nuance von Sanftmuth im Lächeln, eine naive, lässige Bewegung Deiner schönen Gestalt, eine flüchtige Berührung Deiner lieben Hand . . . ich weiß es nicht. Die alte Zauberin nimmt mich dann wieder gefangen und ich gehöre ihr.“

„Und nur darum warst Du im Zweifel, ob Du mich liebtest?“

„Auch aus anderen Gründen.“

„Laß sie hören.“

„Werden sie Dich nicht traurig machen?“

„Ja, aber Das schadet nichts.“

„Das Selbe, was ich in Bezug auf Dein physisches Wesen empfinde, wiederholt sich auch in seelischer Beziehung. Du weißt, ich habe Dich immer hoch

gestellt, weil Du ein ganzer, selbständiger Mensch bist, weil ich unter Deinem tändelnden Aeußeren eine milde und großherzige Lebensauffassung fühle, weil mir Dein Herz, trotz all seinen natürlichen Verirrungen, gut erschien und weil Du, umgeben von all der tausendfältigen Korruption, Dir so viel kindliche Frische und Reinheit bewahrt hast. Das ist etwas so Seltenes in einer modernen Frau, Etwas, das man kaum noch in ihr vermuthet, — und so habe ich mich auch in Deine Seele verliebt.*

„Aber Du bist es nicht immer?“

„Nein, Das ist es eben! Es kommen Stunden, wo Alles, was Du sagst, mir farblos und leer ist, wie das Zwischern eines Vogels, und ich mich frage, ob hinter Deiner weißen Stirn ein einziger Gedanke wohnt. Du kommst mir dann vor wie jede andere Frau, Deine Güte wie jene natürliche Schwäche des weiblichen Herzens, jene Unfähigkeit, zu hassen, weh zu thun, die man so oft mit der Güte verwechselt, Deine Empfindsamkeit scheint mir abgeschmact, Deine Kindlichkeit albern . . .“

„Das ist traurig, furchtbar traurig für uns Beide!“

„Es kommt bei mir bis zum Widerwillen. Dann . . . ja dann zweifle ich nicht nur, ob ich Dich liebe: Alles lehnt sich in mir gegen Dich auf. Ich halte Dich für falsch, für unwahr in Allem und Jedem, für innerlich kalt, wenn ich Dich leidenschaftlich sehe, für berechnend, wenn Du gereizt scheinst, boshaft unter der Maske des Scherzes, verschlagen, wo Du vorgiebst, Dich mitzutheilen und offen zu sein. Kamentlich aber erscheinst Du mir unwahr, verlogen, — verlogen in Deiner Güte, verlogen in der Weite Deines Urtheils, verlogen in Deiner Zärtlichkeit, unfähig einer einzigen wahren Empfindung, unwahr und verlogen durch und durch! . . .“

„Weiter, sprich weiter!“

„Und dann höre ich ein Wort von Dir, der Zufall spielt mir einen Brief in die Hände, den Du geschrieben hast, ich erfahre den Zweck eines Deiner Spazirgänge, Deiner Besuche, sehe einen Thränenschleier in Deinen schönen, ach so schönen Augen, ein sterbendes Lächeln auf Deinen Lippen, irgend etwas Undefinirbares, — und ein flüchtiger Moment bringt mich wieder ganz in Deinen Bann. . .“

„Aber in all dieser Unsicherheit und Ungewißheit . . . wie kommst Du dennoch dazu, zu glauben, daß Du mich liebst?“

„Höre mich an. Du weißt, daß ich meinem ganzen Wesen nach liebebedürftig bin. Die Liebe ist der hauptsächlich Sinn und Inhalt meines Lebens gewesen. Ich habe mehrmals geliebt, tief und leidenschaftlich. Ob die Frauen meiner werth waren, der Liebe, solcher Liebe werth waren, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich mich ihnen ganz gegeben habe, ihnen und der Liebe. Aber neben dieser Hingabe meines Selbst, meiner Gedanken und Gefühle, blieb in einem Winkelchen meines Herzens ein Gedanke: der Gedanke an Dich. Beständig war er da, bald latent, bald lebendig. Nicht, daß ich Dich geliebt hätte, während ich eine Andere liebte. Nein, aber ich beschäftigte mich mit Dir, folgte den Wandlungen Deines Lebens; nichts von Dem, was Du thatst, war mir gleichgiltig. Wenn ich zu einer Zusammenkunft ging, die ich heiß ersehnte, und Dich auf der Straße traf, so lenktest Du meinen Gedanken ab, einen Augenblick nur, aber Du lenktest ihn ab. Nach den Stunden der Leidenschaft, ruhig, glücklich und

müde, begegnete ich Dir nie, ohne daß es wie ein elektrischer Schlag durch mein ganzes Wesen fuhr. Wann bist Du mir je aus dem Sinn gekommen? Ein beständiges Interesse an Dir, an Deinem Thun und Sein hat neben meinen Leidenschaften für andere Frauen fortgelebt. Ich habe gezittert, habe gerast vor Liebe und vor Schmerz; diesem Gedanken und diesem Interesse bin ich nie untreu geworden. Und wenn wahre Liebe eine absolute, unbedingte Hingabe ist, wenn man sich ganz wegschenken muß, wenn es eine Untreue ist, nur einen kleinen Theil seines Ich zurückzubehalten: dann habe ich um Deinetwillen alle Frauen betrogen, die ich liebte."

"Und dadurch allein bist Du zur Gewißheit gekommen, daß Du mich liebst?"

"Nicht nur dadurch. Dein Herz hat seine Stunden der Leidenschaft gehabt, nicht wahr?"

"Ja", sagte sie.

"Und seine Stunden der Verirrung?"

"... Ja."

"Wie habe ich mich gemartert in diesen Stunden! Welche beständige, tiefe, qualvolle Eifersucht! Welche lange, raffinierte Folterung bei jedem neuen Verdacht, jeder neuen Gewißheit. Ein verborgener, zuckender Schmerz, — doch nicht so verborgen, daß Du nicht um ihn wußtest. Sage es mir, hast Du darum gewußt?"

"Ich wußte darum. Jedesmal, wenn ich vor der Möglichkeit stand, Jemanden zu lieben, hat mich der Gedanke gestört, daß Du darunter leiden würdest: manchmal habe ich mich gegen ein Gefühl gewehrt, weil ich die Wuth Deiner Eifersucht fühlte."

"Es war gräßlich. Ich wußte so gut, wenn Du im Begriff warst, eine Thorheit zu begehen. Ich kam zu Dir und sprach mit Dir — erinnerst Du Dich? — manchmal war ich hart, ja brutal. Ich weiß, daß Dich Das jügelte. Aber einmal, in jener verhängnißvollen Stunde, hielt Dich nichts zurück, nichts, und ich, der Dich liebte, mußte daneben stehen und es mit ansehen. Wie unfassbar fürchterlich war Das! Welche Nächte habe ich verbracht, mit der Qual im Herzen, Dich erniedrigt zu sehen, gefallen, ehrlos, nicht nur in den Augen der Welt — Das wäre Nebensache gewesen —, sondern in meinen, in Deinen eigenen Augen! Das, glaube mir, Maria, Das ist Liebe!"

"Du liebst mich also?" fragte sie wieder.

"Ja; und Du?"

"Ich liebe Dich."

"Schon lange, nicht wahr?" fragte er.

"Schon sehr lange."

"Und warum hast Du es mir nie gesagt?"

"Dir, gerade Dir konnte ich es nicht sagen."

"Warum?"

"Ich hatte Angst vor Dir."

"Angst?"

"Ja: ich fürchte, Dich nicht glücklich zu machen mit meiner Liebe und mit ihr nicht glücklich zu sein."

"Das ist traurig, sehr traurig", sagte er, wie sie eben gesagt hatte.

„Sehr traurig,“ wiederholte sie, wie ein Echo. „Seit dem Tage, wo ich Dich kennen lernte, habe ich mich beständig von Dir angezogen gefühlt und beständig abgestoßen, wie gewarnt vor einer unbekanntem Gefahr. Immer ist mir der Gedanke als etwas unendlich Süßes erschienen, Dir zu gehören, Dich als mein Eigen zu haben für das ganze Leben, erst als Geliebte und dann als Dein bester Freund, Dein einziger Freund . . . Welch ein Traum!“

„Und warum nur ein Traum?“

„Weil immer, wenn er Wirklichkeit zu werden versprach, wenn die Vision Form annahm, ein unbefiegbares Grauen zwischen mich und sie trat und Halt gebot.“

„Aber warum, warum nur?“

„Ich habe es Dir schon gesagt: ich fürchtete, wir würden Beide unheilbar elend dadurch werden. Wir sind zu verschieden und einander doch wieder zu ähnlich in manchen Punkten. Ich bin zu anspruchsvoll und Du auch, wir sind Beide Rebellen gegen jede Form, verliebt in einander und doch voll Mißtrauen, Argwohn, — wer weiß, vielleicht voll Verachtung, eifersüchtig und treulos, mit einem inneren Leben, das bald kompliziert und quälerisch, bald einfach und fürchterlich ist, Beide zu jedem Opfer fähig, aber auch im Stande, es dem Anderen brutal und grausam vorzuwerfen, Beide mit einer großen, tollern Vergangenheit, die immer wieder aufersteht, in jeder Krise der Leidenschaft, Beide an der Zukunft zweifelnd, ohne jeden Glauben, vor Allem ohne Glauben an uns selbst und an die Liebe . . .“

„Darum wehrtest Du Dich gegen Dein Gefühl?“

„Ja,“ sagte sie sehr leise.

Und Beide schwiegen.

„Wie hast Du diese Furcht schließlich besiegt?“ fragte er endlich.

„Wie Du Deinen Zweifel besiegt hast. Ich dachte, daß im Grunde das Schicksal die Menschen bestimmt, die einander lieben müssen, und daß es ein festliches Ding ist, sich diesem Fatum, wenn man es lange vergebens bekämpft hat, zu überlassen, widerstandlos, willenlos. Ich fühlte, daß es der Mühe lohnt, auch auf die Gefahr des größten Leides und des größten Schmerzes hin, Etwas von der Liebe zu genießen, mit jenem uns bestimmten Menschen, ich empfand, daß man nicht sterben sollte, ehe man von jener zu viel ersehnten und zu oft zurückgedrängten Liebe gekostet hat.“

„Du hast Recht, man sollte nicht eher sterben,“ sagte er.

„Hast Du nicht auch durch diese Gedanken Deinen Zweifel überwunden?“

Er nickte.

Aber die offenen Worte, die sie gesprochen hatten, standen zwischen ihnen, in der Luft, um sie herum, in ihren Gedanken und in ihren Herzen: was sie einander nie gesagt. Das wußten sie jetzt. Und andere, geheimere, trennendere und noch wahrhaftere Worte, die wahrhaftesten, die es giebt, jene, die im Innersten des Herzens verschlossen bleiben, die die nackte Wahrheit der Seele sind, ihr letzter Schrei, diese Worte traten jetzt unbedeutlich vor sie, unbedeutlich und quälend. Und das Schweigen zwischen Beiden wurde unheimlich . . . und wurde unheimlich lang, da Jeder im eigenen Denken grub, lautlos und überreizt. Vielleicht be-reuten jetzt Beide, gesprochen zu haben, vielleicht warfen sie einander vor, das Geheimniß ihres Inneren ans Licht gezerrt zu haben, sinnlos und zwecklos; aber die

Worte waren gesagt worden, hatten in der Luft vibriert, Beide hatten sie im eigenen Hirn eingegraben. Beide konnten nicht zurück. Sie unterbrach zuerst das Schweigen und ihre Stimme ließ sie zusammensahren, als hätte sie sie noch nie gehört, und er fuhr bei dem Ton zusammen, als habe er ihn nicht erwartet.

„Liebst Du mich?“ fragte sie.

Er antwortete nicht und grübelte weiter.

„Hast Du mich geliebt, liebst Du mich?“ fragte sie wieder, schnell.

„Ich weiß nicht“, sagte er.

„Kannst Du es nicht wissen?“

„Ich kann nicht.“

„Kannst Du nicht stärker sein als Dein Zweifel?“

„Nein . . . Aber, Du . . . liebst Du mich denn?“

„Vielleicht“, sagte sie, „aber ich darf Dich nicht lieben.“

„Hast Du nicht den Muth dazu?“

„Ich habe nicht den Muth.“

Und dann schwiegen sie wieder.

„Lebe wohl, Massimo.“

„Lebe wohl, Maria.“

Rom.

Mathilde Serao.



Die Resurrection Co.

Die Begräbniseinrichtungen der Stadt Necropolis, Dakota, sind die besten in den Vereinigten Staaten. Eine elektrische Schmalspurbahn fährt mit einer Geschwindigkeit von 35 Kilometern die Leiche auf den Kirchhof, eine Daggemaschine (U. S. Patent Nr. 398748) gräbt vor den Augen der Leidtragenden in vier Minuten das Grab, der Sarg wird durch einen Drehtrahn vom Gleise hinabgehoben und die Maschine glättet mechanisch mit großer Genauigkeit den viereckigen Hügel. In sehr taktvoller Weise hat man es vermieden, die Leichenrede durch laut sprechende Phonographen verlesen zu lassen; dagegen ist dicht bei der Begräbnisstätte ein Automatenaal, in dem man gegen Einwurf eines Fünfundzwanzigcentstückes Trostsprüche der berühmtesten Kanzelredner englischer Zunge vernehmen kann. Eine mechanische Sargfabrik nebst Grabsteinschleiferei grenzt an das Grundstück. Ihre mustergiltigen Produkte befriedigen die verwöhntesten Ansprüche der Kunden.

Elihu Hannibal J. T. Gravemaker ist der Schöpfer des Unternehmens. Bei seiner Beerdigung am siebenzehnten Mai 1894 wurde der Rekord der Bestattungstechnik in den Vereinigten Staaten erreicht. Punkt zwölf Uhr setzte sich der Trauerkondukt in Bewegung, zwölf Uhr zehn Minuten begann

die Beisetzung, sieben Minuten später erfolgte die Rückfahrt der Leidtragenden und zwölf Uhr fünfundzwanzig Minuten vereinigte man sich zu einem Lunch im Forty-sixth-Avenue-Hotel. Um ein Uhr erschienen gleichzeitig im Necropolis Sun und im Dakota Herald die Berichte über das Leichenbegängniß, um ein Uhr dreißig begann die Versteigerung der Hinterlassenschaft, um vier Uhr enthüllte man auf dem Central Union Square ein einfaches Granitdenkmal mit dem Medaillon des Verewigten und um sechs Uhr abends wurde in Gravemakers Wohnhause gemäß seinen Testamentsbestimmungen ein neues Klublokal eingeweiht.

Es drängte mich, über die klug durchdachte Anlage meine Bewunderung dem Direktor auszusprechen, der die oberen Stockwerke des freundlichen Leichenhauses bewohnte. Aber in dem Augenblick, wo ich den Elevator zu betreten mich anschickte, überraschte und verletzte mich ein unerfreulicher Eindruck. Ich konnte nicht umhin, den Direktor über diesen Zwischenfall zu interpelliren.

„So sehr ich Ihre Einrichtungen zu schätzen weiß,“ sagte ich ihm, „darf ich doch nicht verhehlen, daß ich durch Zufall auf eine Disposition aufmerksam geworden bin, die mich peinlich berührt hat. Was veranlaßte Sie, diesen immerhin geweihten Ort durch eine Telephonstation zu profaniren? Ich habe bemerkt, daß eine solche Station in der Leichenhalle neben der Kapelle untergebracht ist. Das fortwährende Klingeln wirkt beunruhigend. Was bezwecken Sie damit?“

„Ich bedaure, daß die Thür offen stand,“ antwortete der Direktor kurz, „sonst bemerken unsere Besucher gewöhnlich nichts davon. Eine weitere Auskunft kann ich Ihnen leider nicht geben.“

Die Zeit schien mir gekommen, mich eines Tricks zu bedienen, den ich meinem geschätzten Freunde in New-York, dem Adv. Tiberius Q. Lemison, verdanke, eines Tricks, der — ich bedaure, es sagen zu müssen — mir nicht ganz edelmüthig, wohl aber durchaus zweckentsprechend scheint.

„Ganz, wie es Ihnen beliebt,“ bemerkte ich. „Jedenfalls werden Sie nichts dagegen einwenden, wenn ich den Blättern, die ich zu vertreten die Ehre habe, dem New-York-Herald, der Times, dem Figaro und dem Berliner Börsencourier, einen Artikel telegraphire, der morgen mit der Ueberschrift ‚Leichenschändung in Dakota‘ an hervorragender Stelle erscheinen wird. Sie gestatten mir, je drei Probenummern Ihnen zugehen zu lassen.“

Nach einiger Ueberlegung erwiderte er: „Ich proponire Ihnen folgendes Abkommen. Sie veröffentlichen Ihre Eindrücke nicht vor dem fünfzehnten Juni 1898, dem Tage, wo unser Kontrakt mit der Resurrection Co. abläuft. Dagegen gebe ich Ihnen sofort vollen Aufschluß. Sie können sicher sein, daß Sie mit Ihrem Artikel noch übers Jahr Sensation machen werden.“

Bevor ich den Bericht des Direktors folgen lasse, lege ich Werth darauf,

festzustellen, daß der vorliegende Auffay laut Poststempel des Umschlages am sechzehnten Juni 1898 bei Herrn Harden eingelaufen ist.

* * *

„Alle unsere Einrichtungen sind von dem Grundsatz bestimmt, nach Möglichkeit den peinlichen Zeitraum zu verkürzen, der zwischen dem Ableben eines Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft und dem Augenblick liegt, wo die Hinterbliebenen ihre Berufsgeschäfte ungestört wieder aufnehmen können. Dieses gewiß lobenswerthe Bestreben birgt eine Gefahr. Am vierundzwanzigsten Juli des vorigen Jahres wurde auf Befehl des Richters die Leiche eines hochangesehenen und wohlhabenden Mannes exhumirt, der acht Tage zuvor bestattet worden war und gegen den sich ein dringender Verdacht wegen Meineides, schwerer Urkundenfälschung, Betruges, Kupperei und Selbstmordes erhoben hatte. Ein Verdacht, der sich leider als begründet erwies. Der Anblick der Leiche war erschütternd. Sie lag auf dem Gesicht, mehrere Finger waren gebrochen, die Nägel zerrissen, an den Knien und Schultern zahlreiche Quetschungen und Wunden.

Es war offenkundig, daß der Mann lebendig begraben worden war und späterhin, da er sich nicht befreien konnte, erstikt sein mußte.

Eine nervöse Erregung verbreitete sich in der Stadt, als der Fall bekannt wurde. Die Geistlichkeit suchte die Menge dadurch zu beschwichtigen, daß sie hervorhob, dieses Strafgericht der göttlichen Vorsehung sei nur durch die heimlichen Verbrechen des Verstorbenen herbeigezogen. Der Erfolg war entgegengesetzt: die Angst stieg bis zur Sinnlosigkeit und einige der achtbarsten Bürger, unter ihnen der stellvertretende Bürgermeister und der Vorsitzende des Kirchenrathes, legten Hand an sich. Niemand wußte Rath.

Während die Zeitungsschreiber sich Monate lang von den abenteuerlichsten Vorschlägen nährten, konstituirte sich in aller Stille ein Unternehmen, das den fürchterlichen Konflikt mit einem Schlage zu lösen versprach: die Dakota and Central-Resurrection Telephone and Bell Co., eine Aktiengesellschaft mit 750 000 Dollars Kapital. Der Prospekt brachte einen beispiellosen Erfolg. In zwei Stunden war an der Börse das Kapital vierzehnmal überzeichnet, die Lebensversicherungsgesellschaft und der Waisenrath beschloßen, alle disponiblen Fonds in Antheilen der neuen Gesellschaft anzulegen, und die Tochter des Gymnasialdirektors bedrohte den Vorsitzenden des Syndikates mit einem Revolver, weil sie bei der Zuthheilung nicht genügend berücksichtigt worden war. . . Die Idee des Unternehmens schien einfach und überzeugend. Jeder beigelegte Sarg sollte durch eine elektrische Leitung mit dem Verwaltungsgebäude verbunden werden. An die Leitungen wurden Fernsprecher und Läutwerke angeschlossen und jeder Kunde (customer) konnte gegebenen Falles nicht

nur augenblicklich die Verwaltung benachrichtigen, sondern auch bezüglich seines Hausarztes, seines Bankiers und seiner Familie die nöthigen Dispositionen treffen.

Mit großer Majorität wurde von der gesetzgebenden Körperschaft beschlossen, die Einführung dieser Sicherung sollte obligatorisch sein, und alsbald gewährte die Stadtverwaltung auf die Dauer von zwei Jahren der Resurrection Co. das ausschließliche Recht, ihre Apparate zu installieren.

Die Beunruhigung der Bevölkerung schwand nach und nach, um so mehr, als während nahezu eines Jahres kein Fall einer Bestattung eines Lebenden mehr eintrat. Im selben Maß ermattete aber das Interesse für die Resurrection Co. und der Kurs ihrer Aktien sank von 450 auf 117 $\frac{1}{2}$.

Da ereignete sich eine unerwartete Begebenheit. Am dreiundzwanzigsten Februar, kurz nach Sonnenuntergang, benachrichtigte man mich, daß zum ersten Male eine Glocke in kurzen Intervallen wiederholt angeschlagen habe. Die Klappe, die heruntergefallen war, zeigte die Nummer 169. Diese Zahl setzte mich in Erstaunen, denn wir waren damals bereits bei den Nummern um 1200 angelangt; sofort ließ ich das Kirchhofsjournal kommen und stellte als Inhaber von No. 169 einen gewissen Mr. Johnson fest, den ich persönlich gekannt hatte. Ein magerer alter Herr, der lange Zeit seinen Miethern große Angst einflößte und endlich einem Nervenleiden erlag. Zugleich bemerkte ich mit Entsetzen, daß Mr. Johnson bereits seit neun Monaten in der Erde ruhte.

Ich nahm an, daß an der Leitung Etwas nicht in Ordnung sei, und benachrichtigte den Elektriker. Der sprach, wie es bei diesen Leuten die Regel ist, von Kurzschluß und Erdströmen, schraubte alle Apparate los und brachte das Haus in einen unglaublichen Zustand. Nach drei Tagen erklärte er den Schaden für beseitigt und berechnete 275 Dollars. Inzwischen läutete No. 169 jeden Abend in gewohnten Zeitabständen ruhig weiter.

Nun erstattete ich meiner vorgesetzten Behörde Bericht. Auf Antrag der Resurrection Co. beschloß die Kommission die Exhumirung. Diese fand statt, aber ohne jedes positive Ergebnis. Mr. Johnson zeigte die normale Befassung eines Mannes, der seit neun Monaten beerdigt ist, der elektrische Apparat arbeitete tadellos und nur am Sarge war eine kleine Reparatur erforderlich. Sie wurde ausgeführt, das Grab zugeschüttet, — und No. 169 ließ sich nicht mehr vernehmen.

Die Resurrection Co. scheute sich nicht, trotz dem amtlich festgestellten Befund, mit diesem bedauerlichen Vorfalle Reklame zu machen. Sie erklärte, durch die Schuld meiner Verwaltung sei Mr. Johnson verhindert worden, ins Leben zurückzukehren, und brachte in allen Morgenblättern mein Bild mit der Unterschrift: „Der Kirchhofsmörder von Necropolis“. Eine Protestversammlung von 2500 Resurrection-Aktionären und Interessenten wurde abgehalten und ich hätte für meine Stellung nicht fünf Cents gegeben, wenn

nicht der Regierung meine Thätigkeit als Wahlagent in dem Stadtviertel, wo Mr. Johnsons Miether wohnten, unentbehrlich gewesen wäre. Auch erklärten die Hinterbliebenen, deren Interessen immerhin als die nächsten zu gelten hatten, auf Mr. Johnsons Auferstehung keinen Werth zu legen.

Der folgende Fall war ernster. Etwa vierzehn Tage nach Johnsons Wiederbestattung läutete abends zur gewohnten Stunde No. 289, eine Miß Simms, die sich zu Lebzeiten eines besonderen Rufes nicht erfreut hatte. Auch sie war schon mehrere Monate bei uns. Gemäß dem neuen Reglement der Kommission beauftragte ich meinen Inspektor, Miß Simms telephonisch anzurufen, obwohl ich Das gegenüber einer Dame, die seit geraumer Zeit eines besseren Lebens theilhaftig war, für eine lächerliche, wenn nicht frivole Handlungweise hielt.

Sie hätten sehen müssen, wie der Inspektor zurückkam! Wachsgelb und höhlwangig; die Augen hingen ihm wie Glasugeln im Kopf; ich kann nur sagen, daß sein Anblick an Mr. Johnson erinnerte. „Well, what's the matter?“ fragte ich. „Well, ich rief an und hielt den Fernsprecher ans Ohr, — und ich will verdammt sein, wenn es nicht ganz deutlich ‚Halloo‘ aus dem Apparat antwortete. Aber mit einer Stimme wie aus einem hohlen Brustkasten. . . . Ich ging selbst hinunter und schrie in den Apparat: ‚Zum Teufel, ja, was wollen Sie eigentlich?‘ . . . Und wissen Sie, was das Frauenzimmer antwortete? ‚Ich möchte mit No. 197 verbunden sein.‘

Diesmal war die Resurrection Co. in Verlegenheit. Schon früher hatte die Geistlichkeit im Verein mit dem theosophischen Klub die Frage aufgeworfen, ob das unterirdische Telephonnetz nicht geeignet sei, die heilige Ruhe der Toten zu stören. Wurde dieser Vorfall bekannt, so hatte die Partei der Frommen gewonnenes Spiel, und Das ist bei uns das Gefährlichste, was es giebt.

Es kam eine Einigung mit der Gesellschaft zu Stande, wonach diese der Presse 50000 Dollars zur Verfügung stellte und sich verpflichtete, alle Fernsprecher innerhalb vierzehn Tagen zu beseitigen. Die Läutwerte zu entfernen, konnte sie sich nicht verstehen, denn Das hätte ihre völlige Auflösung bedeutet. Unbegreiflicher Weise ließ dagegen unsere Verwaltung sich zu dem Zugeständniß verleiten, daß nach wie vor bei hoher Konventionalstrafe diese verfluchten Klingeln niemals ausgeschaltet werden durften. Wir sind noch heute verpflichtet, sie von einer eigens angestellten Person bedienen zu lassen.

Miß Simms hörte auf zu läuten, sobald sie merkte, daß zu mündlichen Unterhaltungen keine Gelegenheit mehr war. Aber bald meldete sich ein neuer Korrespondent, und zwar, merkwürdig genug, nur bei Regenwetter. Einer meiner Leute kam auf den Gedanken, hinauszugehen, um zu sehen, was los sei: da ergab sich, daß in Folge eines Defektes der Entwässerungseinrichtung der Hügel unterspült wurde. Der Kunde soll, wie ich später

erfuhr, stark rheumatisch veranlagt gewesen sein. Sofort wurde der Mißstand beseitigt und es gab abermals Ruhe.

Daß es ein Fehler gewesen war, auf diese Reklamation einzugehen, stellte sich bald heraus. Denn nun kam man von allen Seiten mit Privatwünschen und Klagen. Der Eine klingelte, weil seine Gitterthür nicht schloß; bei einem Anderen war die Bank wackelig geworden; ein Dritter brauchte frischen Kies, der Vierte hatte zu viele Regenwürmer. Die Thätigkeit der Kirchhofsverwaltung hatte sich in einem Vierteljahr verdreifacht und die laufenden Ausgaben waren auf das Vierfache gestiegen. Einzelnen Kunden genügte die Thätigkeit einer Kage aus der Nachbarschaft, um die Beamten mitten in der Nacht zu alarmiren.

Das letzte Stadium dieser traurigen Entwicklung wurde durch einen ganz alltäglichen Fall herbeigeführt. Eine ältere unverheirathete Person signalisirte beständig ohne erkennbare Veranlassung. Es blieb nichts übrig, als auf schonendste Weise die Hinterbliebenen zu verständigen, und diese fanden heraus, daß eine boshafte Auserwählte in verletzender Andeutung eines früheren Vorfalles auf dem Grabe einen Myrthenkranz niedergelegt hatte. Es war leicht, die alte Dame zu beruhigen, aber Das hatte zur Folge, daß nun unsere Kunden ganz allgemein das Thun und Lassen ihrer Hinterbliebenen in den Kreis ihrer Reklamationen zogen. Eine Dame findet zum Beispiel, daß ihre vier Schwiegeröhne zu früh zur Halbtrauer übergehen. Sie läutet täglich zwischen Sechs und Acht. Ein Schriftsteller ist mit der Grabchrift nicht zufrieden. Ein Telegraphenbeamter läutet mit kurzen und langen Intervallen, in einer Art Morfeschrift, eine Kritik seines Nachfolgers. Ein Beispiel besonders anstößiger Einnengung in die Familiendverhältnisse Hinterbliebener giebt jedoch bis auf den heutigen Tag ein gewisser Hopkins, den ich aus diesem Grunde namhaft zu machen mich nicht scheue.

Mr. Hopkins, ein fünfundsechzigjähriger, sehr begüterter Mann, hinterließ eine reizende Frau von etwa zweiunddreißig Jahren. Es war zu erwarten, daß sie Verehrer finden würde, und Hausfreunde sind der Ansicht, daß gerade Mr. Hopkins am Wenigsten berechtigt gewesen wäre, hieran Anstoß zu nehmen. Kaum drei Monate nach dem Begräbniß ging die Klingelei los. Als Mrs. Hopkins hiervon Kenntniß erhielt, war sie trostlos. Das Zusammentreffen der Eifersuchtanfalle ihres weiland Gemahls mit den Besuchen ihres Liebhabers war augenfällig. Manchmal meldete sich der Ehegatte morgens, manchmal nachmittags, meist aber abends, wie denn überhaupt die Zeit von sieben bis elf Uhr bei uns die bewegteste ist. Und jedesmal rasselte die Klingel wohl eine Viertelstunde lang in eigenthümlich kadenzirtem Tempowechsel. Mehrere Monate lang entzog sich die arme Frau durch eine Reise über den Ozean ihrem Verfolger. Erst gestern früh kam sie zurück,

— und wirklich hat dieser infame Hopkins in der letzten Nacht bereits wieder viermal angerufen.“

Die Geschichte fing an, mich zu ermüden. Der Direktor verlor sich in Einzelheiten.

„Nun, was sind Ihre Ansichten betreffs der Zukunft?“ fragte ich.

„So kann es auf die Dauer nicht gehen. Wir arbeiten uns auf. Ich habe mit meinem Bruder, dem Manager des Fourthy-Sixth-Avenue-Hotel, gesprochen; er suchte mir klar zu machen, daß seine Gäste noch anspruchsvoller seien, und schlug mir vor, die Preise zu erhöhen. Aber Das ist schwierig. Meine Hoffnung besteht in der Aufhebung des Vertrages mit der Resurrection Co.“

„Aber Sie sagten mir, Das würde die Existenz der Gesellschaft gefährden?“

„In diesem Augenblick vielleicht nicht mehr. Sie steht mit drei weiteren Städten in Unterhandlung. Unsere Kommission stellt ihr glänzende Empfehlungen aus. Wir sind auch bereit, eine Abstandssumme anzubieten. Vor Allem liegt aber ein nahezu zwingender Grund vor. Der eine der Direktoren ist hochgradig schwindfüchtig und von den Ärzten aufgegeben. Natürlich wird er hier begraben werden. Mit dem Manne konnten seine Kollegen schon zu Lebzeiten nicht fertig werden, — nun denken Sie: wenn der die Klingel in die Hand bekommt! . . .“

Das leuchtete mir ein und ich begriff, warum der Kirchhofsoverwalter mir nur bis zum fünfzehnten Juni 1898 Stillschweigen auferlegt hatte.

* * *

Aus New-York labelt man mir, daß der kranke Direktor durch den Gebrauch von Dr. Hamilton S. Myerstines Haematose (in allen Apotheken erhältlich) gerettet worden ist. Er hat den Weg von Necropolis, Dakota, bis Key West per Rad zurückgelegt und stellt jetzt Beobachtungen über das Gelbe Fieber an.

Die Resurrection Co. ist jetzt damit beschäftigt, acht Kirchhofsinstitutionen in den Vereinigten Staaten auszuführen, und hat ihr Kapital auf 7½ Millionen Dollars erhöht. Erste Bankinstitute, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Interessen des deutschen Kapitals in Amerika zu vertreten, sollen im Begriff stehen, sich einen erheblichen Antheil an dem Unternehmen zu sichern.

Unter diesen Umständen betrachtete ich es schon vom ökonomischen Standpunkt aus als eine zeitgemäße Aufgabe, über die Thätigkeit der Gesellschaft, so weit es mir möglich war, einige Aufschlüsse zu geben.

W. Hartenau.



Seit Strauß.

Das zu Ende gehende Jahrhundert hat Denkerkräfte ersten Ranges nur in den ersten Jahrzehnten seines Verlaufes, etwa bis zum Tode Hegels (1831), aufzuweisen gehabt. Von da ab treten an ihre Stelle — mit einer Ausnahme — lebhaftere, produktive, häufig mehr vom Gefühl als vom Gedanken beeinflusste, aphoristische Köpfe, glänzende, aber selten nüchtern erwägende Begabungen. Unter ihnen sind als besonders populär geworden hervorzuheben Ludwig Feuerbach, der Idealist des Diesseits, Schopenhauer, der Gourmand der Verneinung, der Ekstasiker Nietzsche, vielleicht noch Max Stirner, der Prophet des Egoismus, und ihnen und ihrer Eigenart gegenüber als einzige Ausnahme Strauß. Denn Straußens Charakterbild als Denker war genau durch die selben Wesenszüge gekennzeichnet, die wir bei den Anderen vermissen. Nüchternheit, Maßhalten, Genügsamkeit waren seiner Natur eigen. Sie würden unbestreitbare Vorzüge auch seiner Denkerqualität gewesen sein, wenn der Maßstab, den er anlegte, nicht Etwas von einem Ellenmaß an sich gehabt hätte und seine Genügsamkeit nicht der Genügsamkeit eines kleinen Rentiers ähnlich gewesen wäre, dessen erste Frage ist: „Wie komme ich aus?“ oder, wie Strauß es in seiner letzten Schrift ausdrückte: „Wie ordnen wir unser Leben?“

Feuerbachs Bemühen war dahin gerichtet gewesen, dem Menschen im Gegensatz zum religiösen Supranaturalismus ein ausschließliches Heimathgefühl und Heimathrecht auf der Erde zu verschaffen. Hier und nur hier sollte er sich heimisch wissen und fühlen. Deshalb zerstückte Feuerbach die religiöse Transszendenz, deren Inhalt er als Spiegelbild menschlichen Wesens nachzuweisen versuchte und so die Theologie in Anthropologie auflöste. Die religiöse Transszendenz bedeutete ihm jegliche Art von Transszendenz, da er der metaphysischen Spekulation ohnehin entfagt hatte. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Entwickelungslehre, die man in einem gewissen Sinn als die Metaphysik der Naturwissenschaft betrachten kann, stellt uns vor Augen eine, wenn nicht ansteigende — darüber läßt sich streiten —, doch mindestens ununterbrochen sich vollziehende, eine gewisse Richtung innehaltende Veränderung und Wandlung alles Bestehenden. Damit schwindet aber dem fortgesetzt in Wandlung Begriffenen die selbständige, für sich bestehende Bedeutung. Diese verlegt sich an die Stelle, die diese Wandlung aus sich heraus produziert, die sie veranlaßt, gleichviel, ob wir diese Stelle nun Weltvernunft, das Absolute, Gotteskraft oder Wille u. s. w. nennen. Wenn die Wandlung, die wir vor sich gehen sehen, als Fortschritt aufzufassen wäre, so würden wir auch in diesem Fortschritt nur die Außenseite eines unseren Deutungskünsten entrückten Innenvorganges vor uns haben. Und nicht Das,

woran sich der Fortschritt vollzieht, die Menschheit also vor Allem, erschiene als die Hauptsache, sondern der Fortschritt selbst, der ihr von irgend woher auferlegt ist, unbekümmert um die Noth und Drangsal, die dem Einzelnen dadurch erwächst. Das Alles ist Transzendenz, die sich von der altreligiösen nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht etikettirt ist, daß sie gewissermaßen anonym auftritt und „von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust“ wie eine Ahnung wandelt.

Die anonyme Transzendenz spielt augenblicklich noch keine Rolle von Belang. Sie wird es vielleicht einst thun, um so mehr, je mehr unser Blick sich über die unendliche Entwicklungsbahn hinaus weitet, die unermesslich und unermessen vor uns liegt. Eine um so größere Rolle spielt in dem Kampf der Geister von heute die Frage, was die nächste Zeit vorbereitet und die Zukunft bringen wird und bringen soll: eine wesentliche Umgestaltung und Neuschaffung unserer Daseinsbedingungen und Verhältnisse oder den wesentlichen Verbleib des Bisherigen, den status quo, nur in verbesserter Ausgabe. Hier ist die Frage nur vom Metaphysischen aufs Physische übertragen und bezogen. Strauß huldigte in beiden Beziehungen dem Konservatismus. In seinem Weltprogramm stand der Satz: „Das All ist in keinem folgenden Augenblick vollkommener als im vorhergehenden;“ und wenn er sich eine Vorstellung von Dem machen wollte, „was beim Bestande der Welt herauskommt“, so meinte er, Das sei „im Allgemeinen die mannichfachste Bewegung oder die größte Fülle des Lebens“. Hier ist von einer sich fortbewegenden Richtung, sei Dies nun im pessimistischen oder im optimistischen Sinn, vollständig abgesehen,*) denn weder die „mannichfachste Bewegung“ noch „die größte Fülle des Lebens“ drücken, an sich betrachtet, eine Richtung aus. Sie bedeuten nur den status quo, das Beharren in einem Hin und Her (der Bewegung) und einem Auf und Ab (des Erblühens und Verblühens der Lebensfülle). Konsequent vertrat Strauß auch auf politischem und sozialem Gebiet das Bestehende, ohne natürlich den Fortschritt auszuschließen, der das Bestehende nur verbessert, aber nicht aufhebt. Ihm schien auch hier die Nüchternheit und das genügsame Maßhalten wünschenswerth. Hier nun schieden sich die Geister. Die Gebiete und Anschauungen trennten sich. Auf der einen Seite die Männer, die im Sinn Straußens das Bestehende für der Verbesserung bedürftig ansahen, es aber als unverrückbare Grundlage auch

*) Im Gegensatz zu Fichte, bei dem es (in dessen „Anweisung zum seligen Leben“) heißt: „Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war; es ist vor meinen Blicken vergeistigt und trägt das eigene Gepräge des Geistes: stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.“

für die Zukunft festgehalten wissen wollten, auf der anderen die Rabifaken, die den kommenden Zeiten eine umwälzende und umgestaltende, in diese Umgestaltung auch die jetzigen Grundlagen mit einbegreifende Kraft zutrauten. Hier fanden sich Alle zusammen, die für ihre Freiheit-Ideale im Völker- und im Menschenleben einen Umsturz des alten Bestandes, einschließlich des vielgeliebten Eigenthumes in seiner jetzigen Gestalt, für unumgänglich hielten und erstrebten, und Alle, die angesichts der großen Währung der Zeit und des ersichtlichen Zerfalles der alten Formen ihren Glauben an deren Fortbestand in sich wanken fühlten. Beiden Bekenntnissen trat Nietzsche mit einem schneidenden, sehr bemerkenswerth formulirten Widerspruch entgegen. Er widersprach den Anhängern des Alten als des Bewährten, Grundlegenden, bei dem es im Wesentlichen sein Bewenden haben müsse, das nur fortzubilden sei. Denn er bewies oder behauptete wenigstens, daß das bisherige Kulturideal, das Niederringen aller wilden Urinstinkte u. s. w., falsch, daß die heutige Kultur überhaupt eine Entartung und als logischer Nonsens unhaltbar sei. Und er widersprach dem gesammten Vorstellungskreis einer sich Bahn brechenden Welt- Demokratie und Völkerbefreiung, denn er verkündete eine Zukunft-Kriстокratie des Herrenthumes; „eine solche gute und gesunde Kriстокratie wird mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnehmen, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen.“ Die Schlüsse, zu denen sich Nietzsche hinreißt ließ, und das Aufsehen, das sie erregten, haben wenigstens das eine Gute gehabt, daß sie die keineswegs schon beantwortete Frage, wonach wir die Entwicklung der kommenden Zeiten eigentlich abschätzen sollen, wie wir sie uns überhaupt der Richtung nach vorzustellen haben, zu erneuter Prüfung angeregt haben. Wie wenig diese Frage als beantwortet gelten kann, zeigt der Widerspruch, mit dem namhafte Forscher auf dem Gebiet der Ethik und Entwicklungslehre, Lange, Budde, Spencer, Paulsen, hier auf einander treffen. Für Nietzsche, der dem metaphysischen „Willen“ Schopenhauers eine anthropologische Fassung (Wille zur Macht) ließ, galt der Standpunkt der Trieblehre. Der Mensch folgt seinen Trieben, weil er als ein zur Lust veranlagtes Geschöpf in der Erfüllung der Triebe seinen Lustbedarf befriedigt. Die entgegengesetzte Auffassung Kants konnte für ihn um so weniger ins Gewicht fallen, als er in Kant ja „den verwichensten Begriffsstrüppel, den es je gegeben hat“, erblickte. Der Mensch folgt seinen Trieben; es fragt sich nur, welchen Trieb oder welche Resultante der Triebe wir als die stärkste anerkennen sollen. Und ferner fragt es sich, wie hierbei der unterbrochene Mensch, Das heißt das Individuum, zu dem ununterbrochenen Menschen, Das heißt der Menschheit, sich verhält.

Bei Nietzsche erscheint der sogenannte Wille zur Macht als derjenige,

der Alle und Alles meistert, er, der als Uebermensch, ein zweiter Belsazar, dem Jehova des Gewissens, das seine Stimme in uns für die Unterdrückten erhebt, zuruft: „Jehova! Dir künd' ich auf ewig Hohn! Ich bin der König von Babylon!“ Ob es aber Etwas giebt, das den Willen zur Macht meistern könnte, darüber ist er in gar keine ernsthafte Untersuchung eingetreten. Um sie zu führen, hätte festgestellt werden müssen, an die Erfüllung welcher Triebe der größte Lustertrag geknüpft ist oder wie sich die Triebe mit einander zu vertragen haben, um den größten Lustertrag zu liefern. Erst dann läßt sich übersehen, wo die Stärke des Triebwerkes in Bezug auf den Menschen, der das Triebwerk selbst darstellt, gelegen ist. Da er als Lustgeschöpf unweigerlich der Beschaffung der Lust als eingeborener Nothwendigkeit folgt, so besitzt für sein Verhalten die Stelle die ausschlaggebende Bedeutung, ist also die stärkste, die den größten Lustertrag liefert. Von seinem Verhalten ist aber wiederum die ganze Gestaltung der Zukunft, status quo oder Umgestaltung, abhängig. Wollte Nietzsche, was er ja vorhatte, die Psychologie der Geschichte als „Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht“ fassen und das gesammte Triebleben des Menschen als die Ausgestaltung und Verzweigung einer Grundform des Willens, nämlich des Willens zur Macht, erklären, so mußte er vor Allem den Willen zur Macht als allgemein gültiges Prinzip nachweisen. Der Ausdruck an sich ist nicht unbedingt zu beanstanden, obgleich er vielleicht kürzer und treffender durch den Ausdruck Ich-Bejahung zu ersetzen war, der ausspricht, was jener meint. Weshalb geht denn des Menschen Wille auf Macht aus? Doch nur, um durchzusetzen, was ihm sein Ich eingiebt. Also handelt es sich doch nur um des Menschen Ich-Bejahung. Sollte der Wille zur Macht freilich anders verstanden werden, und zwar so, daß er nur auf gewisse Gewalt-Naturen anwendbar wäre, so verschob sich die Rechnung oder vielmehr sie wurde überhaupt undurchführbar, denn wir hatten dann kein allgemein gültiges Prinzip mehr vor uns, kein so ausnahmsloses wie etwa das Atmen, das auch nur eine fortgesetzte organische Ich-Bejahung darstellt. Wir untersuchten und folgerten dann nicht aus der menschlichen Natur, sondern nur aus der Natur gewisser Menschen. Verstehen wir unter dem Willen zur Macht also die Ich-Bejahung, die nichts weiter einschließt als die möglichst ungehemmte Entfaltung der dem Einzelnen innewohnenden Triebe und Anlagen, so ist es, vom eudämonistischen Standpunkt aus geurtheilt, von vorn herein klar, daß die Ich-Bejahung die Hauptquelle der dem Menschen zu Theil werdenden Lust erschließt, da jede Triebes-Erfüllung — richtig verstanden — Lust bedeutet.*) Aber der Mensch ist nicht nur ein Triebwerk, sondern ein leben-

*) S. hierüber in meinem „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre“ den zweiten Abschnitt: Trieb und Lust.

diges Triebwerk. Der Lebensprozeß, ein sui generis Dastehendes, muß betrachtet und auf seinen etwa merkbaren Antheil an der Lustbeschaffung geprüft werden. Leben ist kein ruhender Zustand, sondern ein Bauen, ein vereinigendes Zusammenfügen, ein Brauchen, Verbrauchen und Ausschneiden des Verbrauchten. Was den Bauenden, Lebenden in seiner Bauhätigkeit stört, wird vom ihm in der Empfindungssphäre als Mißbehagen, Unwohlsein verzeichnet und wahrgenommen. Es bildet für ihn als Bauenden eben ein unerbauliches Moment. Jede Lebensstörung bildet also eine Minderung der Lustsumme. Ganz allgemein betrachtet, steht der Mensch als Lustgeschöpf sich also am Besten, wenn er ein reichhaltiges, ergiebiges Triebleben führt und wenn er jede Lebensstörung, da diese einen Abzug an der Lust ausmachen würde, meidet. Oder mit anderen Worten: wenn die Ich-Bejahung sich mit der Lebens-Bejahung deckt. Lebens-Bejahung heißt ja nichts Anderes als Ausschluß jeder Störung des Lebensprozesses. Dieser vollzieht sich in der organischen Sphäre dadurch, daß er Stoffe assimiliert, was die Grundbedingung der Ernährung bildet, und dadurch, daß er die Baumaterialien zu einer Einheit bindet. Die Baustoffe müssen zu einander stimmen, sonst kommt ein Bau im organischen so wenig wie im mechanisch-materiellen Bereich zu Stande. Der Lebensprozeß schließt also den Widerspruch aus.

Diese Vorgänge des ausgeschlossenen Widerspruches und der Assimilierung haben aber nicht nur organische, sondern auch psycho-ethische Bedeutung. Einen Widerspruch begeht der Mensch durch jede ihm bewußt werdende Ungerechtigkeit seinem Nächsten gegenüber. Denn er verkürzt dann dessen Antheil, den er doch selbst festgestellt hat, und widerspricht sich also selbst. Wie die Feststellung erfolgt, kann im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes nicht im Einzelnen dargelegt werden. Ich habe sie ausführlicher in meiner Schrift „Das Ich und die Uebrigen. Ein Beitrag zur Philosophie des Fortschrittes“ entwickelt. Die Feststellung gründet sich aber im Wesentlichen auf die kausale Natur des Menschen, der stets sich und seine Kraft zu Grunde legt, um auf diesem Grund sich einen Machtbereich, eine Kraftsphäre, als sein Eigen zuzulegen. Der selbe Rechtstitel gilt aber, in logischer Folgerung, auch für alle Uebrigen, nur variiert und ins Unendliche modifiziert nach den unendlichen Abstufungen der Kraft-Antheile, mit denen die Einzelnen begabt und ausgerüstet sind. Der Rechtstitel selbst läßt sich also nur durch einen Widerspruch mißachten oder gar vernichten. Jede Ungerechtigkeit, jede Mißachtung des Rechtes enthält also als Widerspruch eine Lebensstörung (einen Eingriff in den Bauprozess) und als solche eine Minderung der Lustsumme.

Nicht anders verhält es sich mit der Lebensgesetzlichkeit der Assimilierung auf psycho-ethischem Gebiet. Für den Leib bedeutet ein mehr oder minder großer Mangel an Assimilationsvermögen schlechte Ernährung und Aus-

hungerung, daß gänzliche Versagen der Assimilation den Tod. Aber auch für den geistigen Menschen tritt eine Aushungerung ein, wenn er keine Assimilationskraft besitzt. Die Menschen müssen durch Verähnlichung sich einander annähern, wenn Mensch am Menschen sich ernähren, wenn der Seele des Einen im Umgang, Verkehr, in der Berührung mit dem Anderen geistige Nahrung zu Theil werden soll. Je fremdartiger, unvermittelter, im ganzen Zuschnitt abweichender und daher unverständlicher, je „unverdaulicher“ Einer dem Anderen gegenübersteht, desto weniger ist ein solches Verhältniß der gegenseitigen Ernährung herzustellen. Auch die mangelnde Assimilation, die in ihrem weiteren Verlauf eine Sympathieverknüpfung und Brüderlichkeit unter den einander ähnlich Gewordenen zur Folge hat, ist daher eben so wie die Mißachtung des Rechtes einer Störung im Bau- und Lebens-Prozeß gleich zu achten und repräsentiert als solche eine Minderung der Lustsumme.

Ich habe die Untersuchung der aufgeworfenen und von Nietzsche unbeantwortet gelassenen Frage, wo die Stelle der stärksten, d. h. also den größten Lustertrag für den Menschen liefernden Wirkung liegt, nun so weit geführt, daß sich darauf antworten läßt: sie liegt da, wo die Ich-Bejahung aus einem reichhaltigen, ergiebigen Triebleben erwächst und wo sie sich mit der Lebens-Bejahung deckt. Und ferner läßt sich hinzufügen, daß in Folge der Lebens-Bejahung Gerechtigkeit und Brüderlichkeit der Menschen unter einander als Bedingungen des Zustandekommens des größten Lustertrages gerechnet werden müssen. Das könnte nun sehr einfach und erbaulich erscheinen. Der Mensch als Lustgeschöpf strebt nach der größten Lustsumme. Er findet sie nur, wenn seine Triebe so geartet sind, daß sie gleichzeitig in Gerechtigkeit und Brüderlichkeit Anker werfen können. Folglich scheint die Herstellung dieses Zustandes und eine Ummwälzung, die dahin führt, für die Zukunft gesichert. Allein so einfach Das erscheinen mag, so verwickelt ist es in der That. Aus der bisherigen Feststellung läßt sich wohl ein moralisches Rezept, eine gute Lehre für den Einzelnen, wie er sich verhalten sollte, um zum größtmöglichen Lustertrag zu kommen, entnehmen, aber keineswegs ohne Weiteres ein Ausblick gewinnen, wie sich die Gesamtheit thatsächlich verhalten wird. Wenn der Einzelne auch in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse seine Ich-Bejahung so reguliren möchte, daß sie sich mit der Lebens-Bejahung deckt, so wissen wir doch, daß Das nur in den seltensten Fällen geschieht. Die Charakteranlage, wie sie einmal gegeben ist, leistet meistens einen hartnäckigen Widerstand. Und da die Veranlagung der Meisten — die sehr Guten und sehr Schlimmen ausgenommen — darauf hinausläuft, sich vor Allem selbst zu versorgen und um die Uebrigen sich nur so viel, wie durchaus unumgänglich nothwendig ist, zu kümmern, so ist nicht recht abzusehen, wie aus diesem mittleren Zustande

des Lebens und Lebenslassens herauszukommen sein soll. Damit ist aber, wie der tägliche Verlauf erweist, eine Unsumme von Ausbeutung, Uebervorthellung, Ungerechtigkeit, Gewaltthat, von Feindseligkeit, Zerwürfissen und Kampf bis aufs Messer sehr wohl verträglich. Wo ist die Kraft, die Das überwindet, wenn es die Anziehungskraft des höheren Lustertrages, die in der Lebensbejahung der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit liegt, nicht leistet?

Ein Kraftfaktor wird, wenn wir die Frage so stellen, übersehen, der gleichwohl entscheidend ins Gewicht fällt: der Kraftfaktor der Unlust. Gerade weil die Ungerechtigkeit einen Widerspruch und deshalb eine Lebensstörung in sich schließt, wächst die damit verknüpfte Unlust Dorer, die den Widerspruch entweder über sich ergehen lassen müssen oder an Anderen begehen sehen, zur Unerträglichkeit, zu Ekel und Empörung an. Sie ruft den äußersten Kraftaufwand, wie bei einem in seinem Lebenskern Bedrohten, hervor. Und dieser Kraftaufwand genügt, um Wandel zu schaffen. Er untergräbt entweder oder zerschmettert auch gelegentlich in einem einzigen Ausbruch die staatlichen oder sozialen Grundpfeiler der Ungerechtigkeit. Gerade unsere Zeit mit ihren beständigen sozialen Erbößen belegt diesen geschichtspsychologischen Vorgang immer aufs Neue.

Wer Gerechtigkeit übt, fußt auf dem sicheren Grunde des Egoismus, aber des Egoismus, der nicht den Gegensatz zum Altruismus bildet, sondern ihn in sich aufgenommen hat. Ich gewähre Jenem seinen Antheil, weil ich sonst meinen eigenen Antheil nicht ohne Widerspruch empfangen und nützen könnte. Aber auch die Sympathie-Verknüpfung durch Assimilirung ruht auf Egoismus; so weit durch sie eine Verähnlichung des Individuums mit anderen, zunächst im engsten Kreise (Familie), dann in weiterem Umfange, erzielt wird, fühlt es sich gewissermaßen multipliziert. Aus den Anderen tönt ihm in Sympathien und Antipathien das Echo seiner eigenen Persönlichkeit entgegen. Alles läuft hier auf ein möglichst gesteigertes Ichgefühl, auf die Erweiterung des eigenen Selbst und das dadurch erzeugte Wohlgefühl, hinaus. An dieses Wohlgefühl knüpft sich wieder für die Uebrigen, die ja dessen Ursache geworden sind, die ganz selbstverständliche Zuneigung zu ihnen. Simile simili gaudet, weil eben durch die Ähnlichkeit die Multiplikation des Ich, das gesteigerte Selbstgefühl und mit ihr die durch sie bedingte Freude, das Wohlgefühl, gegeben ist. So ist die Grundlage beschaffen, auf der sich das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, der gleichen Körperchaften Angehörigen, der sprachlich oder landschaftlich Verbundenen, der Stammesgenossen unter einander erhebt. Da die Verähnlichung so zu einem Quell des Wohlgefühles wird, liegt ihre Ausbreitung bis an die weiteste Grenze an sich im Interesse und also auch in der natürlichen Richtung des Individuums. Die weiteste Grenze ist aber nur durch den Menschenbereich gegeben, muß also ihrem Sinn und ihrer

Bedeutung nach die gesammte Menschheit, alle den Erdball bewohnenden Völker einschließen.

Dem mit dieser unbezwinglichen Kraft ausgerüsteten Lebensprozeß darf zugetraut werden, daß er — gutta in lapidem — unseren Raubbaustaaten, deren Vorbild England ist, dem aber auch die anderen Staaten gern, wenn auch etwas verschämter, folgen, einst das Handwerk legen wird. Auch der Verkehrs-Konkurrenzstaat, so weit er in seinen hundertfältigen Formen und Gestaltungen von der Ausbeutung der Schwächeren lebt, wird ihm erliegen und der organisierte Massenmord von den Tafeln der Geschichte schwinden. Wagt doch schon jetzt keiner unserer Staatslenker, sich noch prinzipiell zu ihm zu bekennen! Schon diese einzige Wahrnehmung genügt, um eine langsam, aber unaufhaltsam vorrückende Umwälzung im politischen Gefüge Europas vor Augen zu führen. Denn mit dem Kriege würde auch der oberste Kriegsherr in dem jetzigen autokratischen Sinn und mit ihm das militärische Junkerthum lebensunfähig werden. Neue, ungelante und unübersehbare Daseinsformen werden erstehen. Wir scheint also eine ins Wesentliche hinein reichende Umwälzung für die Zukunft genügend verbürgt zu sein. Will man Das Idealismus nennen, so ist nicht viel dagegen einzuwenden. Jedenfalls ist es dann aber ein Idealismus, der nicht phantastirt, sondern mit psychologischen Ziffern rechnet, vor der Größe unendlicher Summen, die vor ihm auftauchen, aber allerdings nicht erschrickt. Davor ist Derjenige bewahrt, dem die Unendlichkeit überhaupt etwas Thatsächliches bedeutet. Bei den Realisten eines gewissen Schlages hat der Ausdruck „Gattung“, „Menschheit“, wenn mit ihm eine über den Einzelnen hinausreichende Bedeutung, gewissermaßen etwas Vornehmeres und besonders Vielsagendes, verbunden werden soll, immer Aufstoß erregt. Max Stirner meinte, wie das Recht nur ein „Sparren“, ein Spuk, ein Hirnspinnst sei, so sei es auch mit Menschheit, Menschenthum und Dergleichen. Feuerbach, in dessen Auseinandersetzungen die Gattung stets eine große Rolle spielte, wollte Das nicht gelten lassen. Um den Einwand, die Gattung sei doch nur ein Abstraktum, abzuwehren, behauptete er, sie bedeute für ihn nichts Anderes als dem einzelnen Menschen gegenüber die außer ihm existirenden Individuen. Allein dadurch wurden doch diese „außer dem Einzelnen existirenden Individuen“ zu keiner einheitlichen Größe; nur der Ausdruck faßte sie so zusammen; nur in der Bezeichnung existirten sie als eine Einheit, sonst waren sie ein buntesgediger Haufe. Wenn man den Einigungspunkt nicht ausfindig zu machen und anzugeben weiß, so gewahren wir in diesen die Erde erfüllenden, theils hell-, theils dunkelfarbigen, theils so, theils anders gestalteten Geschöpfen, in diesen Menschenthieren, die einander bald umarmen, bald aus Massen- und Religionhaß oder aus Habgier erwürgen, die bald zu den Sternen fliegen, bald sich in der Gasse wälzen, nur

ein sehr zweifelhaftes Wischmasch von Lebewesen. Und ungefähr so, wie Scherr es ausdrückt, erscheint „die sogenannte Menschengeschichte“ dann als „ein wursthaftes Gemengsel, ein grellbunter Wischmasch, ein mehr oder weniger appetitlicher Schmarren“. Allein die Menschheit, das ununterbrochene Individuum, wie ich es vorhin nannte, die sich fortpflanzende Menschenteihe trägt eben so gut wie jeder Einzelne ein wesentlich wirksames Prinzip in sich. Wie der Einzelne in seiner Individualität, in seinem „Wesen“, zu bestimmen ist nach seiner stärksten, in ihm überwiegenden, ihn charakteristisch zusammenfassenden Seite — und wäre diese stärkste Seite auch vielleicht gerade eine Charakterschwäche —, so ist auch die Menschheit nach ihrer stärksten Seite zu bestimmen. Und diese zeigt doch, daß sie sich aufrichtet; nicht nur, daß ihr Können und Wissen, ihre Geschicklichkeit und ihre Intellektualität zunimmt — daran zweifelt Niemand —, sondern, daß sie aus blinder Gier und Vergewaltigung den Weg zu deren Ueberwindung und Bezwingung zu finden weiß und zu gehen im Stande ist. Ihren Kern, ihr Wesen bildet eben das unbezwingliche Bedürfnis, diesen Weg zu gehen. Ihr geschichtlicher Verlauf ist, wenn man auf die Gräuelpredigten der Inquisition, des Wüthens der Menschen unter einander „mit Gift und Stahl, mit ausgefannener Folterqual“ blickt, ein Weg der Kreuzigung, der aber zur Erhöhung fährt.

Strauß fühlte sich in seiner gemüthlichen und ästhetischen Seite im Grunde von seiner eigenen Weltanschauung wenig angemuthet. Er versuchte es einmal mit den sogenannten Gottesdiensten der Freien Gemeinde in Berlin, fühlte sich aber abgestoßen, weil ihm nichts für Phantasie und Gemüth geboten wurde. „Nein“, sagte er, „auf diesem Wege geht es auch nicht. Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, nun auf der kahlen, nothdürftig gegebenen Stelle eine Erbauungstunde zu halten, ist trübselig bis zum Schauerlichen.“ Aber muß die Stelle denn so kahl sein? Einem unbekanntem, nicht weiter zu enträthselnden Kraftfaktor stehen wir ja immer gegenüber, ob wir nun — mit Strauß — annehmen, daß dieser Kraftfaktor ein Lebensdrang sei, der sich in „größter Fülle des Lebens“ und „mannichfachster Bewegung“ erschöpfe und genug thue, oder ob wir der Meinung sind, daß er darüber hinaus noch in eine unbekanntere Lebensphase reicht, auf die für uns nur durch die Richtung fortschreitender Entwicklung, die wir erleben, ein Lichtstrahl fällt. Und eben so ergibt sich bei beiden Annahmen ein Muß für den Menschen. Ich wähle nicht das Leben: es wird mir zubittit. Es ist ein Geschenk, dessen Annahme ich nicht verweigern kann, ein Geschenk nicht meiner Eltern, sondern des Lebensprozesses, in den auch meine Eltern eingegliedert sind. Und wie in diesem Fall, so wählt der ununterbrochene Mensch, die Menschheit, nicht den Fortschritt: sie muß ihn, kraft eines inneren Organisationsgesetzes, vollziehen. Zwang also hier wie da. Aber der Fortschrittszwang ist doch etwas Anderes als der Lebenszwang.

Dieser erlaubt mir, mich nach meinem Belieben, so weit die Umstände es zulassen, einzurichten. Es erhebt mir daraus die „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ und der Abscheu vor dem Gegensatz des Lebens, dem Tode. Der Fortschrittszwang aber läßt eine Uebermacht sichtbar und fühlbar werden, er konstituiert die Ueberlegenheit eines die Richtung weisenden Weltprinzips, weil die Menschheit im Kampf mit ihrer sinnlichen Natur die Marschrouten, der das Excelsiorbanner Longfellows voranweht, wandelt. Und an diese Wahrnehmung kann recht wohl ein religiöses Empfinden, „Etwas für Phantasie und Gemüth“, das Strauß nicht unterzubringen wußte, anknüpfen. Ich habe immer die Ansicht gehegt, daß den Vertretern dieses Standpunktes die Ehrfurcht und das Gefühl des Erhabenen dem Inhalt Dessen gegenüber, was wir Planetenbewohner gewahr werden können, unverwehrt und natürlich sein müsse. Doch ist zuzugeben, daß die zermalmende Furchtbarkeit Dessen, womit auf Erden von je her der Fortschritt erkauft worden ist, hier ein starkes Gegengewicht in die Waagschale wirft, unter dessen Druck es schwer hält, sich zum Erhabenen emporzurichten. Vielleicht hat Goethe es am Richtigen getroffen, da er im „Faust“ nur den tiefen Schauer des Ergriffenseins, das Gefühl einer demüthigen Scheu als Weltgefühl betonte:

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil:
Das Schauern ist der Menschheit bestes Theil.
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen fühlt er tief das Ungeheure.

Dresden.

Dr. Julius Duboc.



Der Mörder.

„Ich ertheile dem Angeklagten das Wort“, sagte der Präsident und lehnte sich aufathmend in seinen Stuhl zurück. Dieser langwierige Prozeß, bei dem manche Schwierigkeit und manche Plänkelei mit dem jungen, energischen Verteidiger gebracht hatte, war beendet. Nur Formalitäten konnten noch folgen.

Der Angeklagte begann:

„Sie wissen, meine Herren Geschworenen, daß ich angeklagt bin, meine Frau ermordet zu haben. Täufisch ermordet zu haben, wie der Herr Staatsanwalt richtig bemerkt hat. Sie wissen ferner auch durch den Herrn Staatsanwalt, daß ich eine ungewöhnliche Intelligenz in den Dienst einer ungeheuerlichen Eitelkeit stellte, daß ich der Typus einer genussüchtigen Bestie bin, die Alles, was sich ihrem Behagen in den Weg stellt, schonungslos zertritt. Es ist

Ihnen auch bekannt, daß mein Verteidiger zahllose medizinische Werke citirt und viele Psychiater bemüht hat, um meine geistige Zerrüttung zu beweisen. Mich haben alle diese Aeußerungen und Versuche nur erheitert. Es ist mir auch völlig gleichgiltig, was Sie über mich beschließen werden. Sollte es mein Tod sein, wie ich vermute, so gestatte ich mir die Bemerkung, daß ich bereits vor zwei Monaten gestorben bin, als ich . . . doch Das will ich Ihnen ja gerade erzählen und die Herren Zeitungsreporter werden daran zweifellos Ihre Freude haben.

Ich habe vor drei Jahren geheirathet. Ich war jung, gesund, unabhängig und wohlhabend. Mit meiner Frau war ich mehrere Monate lang bekannt und beobachtete sie, bevor ich mich entschloß, sie zu heirathen. Ich liebte sie, so weit es mir bei meiner etwas kühlen Natur möglich ist, zu lieben. Wir waren sehr zärtlich mit einander. Kinder hatten wir nicht. Es wäre sonst wohl anders gekommen. Doch irrte ich mich darin vielleicht.

Ich hatte bisher immer meinem Vergnügen gelebt, das ich auf eine nicht unedle Weise suchte. Manchmal fühlte ich mich freilich überflüssig. Doch überwand ich diese Stimmungen immer. Nach den ersten Monaten meiner Ehe kamen sie öfter. Meine Frau hatte es darauf angelegt, mit meine Zufriedenheit zu rauben.“

„Wie können Sie diese Behauptung begründen?“ fragte der Präsident.

„Ich will Das eben ausführen, Herr Präsident. Ich las und sprach viel mit meiner Frau über Bücher. Sie bevorzugte jene Werke, in denen große und kräftige Menschen gegen eine Welt von Widerständen sich durchsetzen. Sie suchte meinen Ehrgeiz zu erwecken und erregte in mir das Gefühl, als ob sie unbedingt an mich glaubte. Wissen Sie vielleicht, was Das bedeutet? Das ist die süßeste Wonne für Schwächlinge, wie ich einer bin. Es ist ein stetes Erregungsmittel, das einem Schwachen und Unbedeutenden Stärke und Größe giebt. Ich suchte nach neuen Anregungen und versuchte, meinen Geist zu potenziren. . . . Meine Frau dachte hoch von meiner Zukunft. Sie wollte mich groß sehen. Sie band mich an ihren Willen und umspann mich mit tausend Klugheiten. Ich begann, zu schreiben, — auf ihren Antrieb; denn sie sagte mir oft, daß ihr manche meiner Ideen bedeutend schienen. Mein schöner seelischer Gleichmuth schwand dahin, er, der mir bis zu dieser Zeit ein ruhiges und glückliches Leben bewirkt hatte; ich wurde eitel, hochmüthig und aufgereg. Sie zeigte mir immer größere Aufgaben, schmeichelte mir und lockte mich zugleich. Ihr Vertrauen machte mich kühn; ich folgte ihr blindlings. Damals fing ich an, ein Theaterstück zu schreiben, in das ich Alles legen wollte, was ich zu besitzen glaubte. Als ich es vollendet hatte, fühlte ich mich innerlich so leer, so ausgepumpt, so erschöpft, daß ich einen beinahe körperlichen Schmerz empfand. Meine Frau trieb mit dem Drama einen förmlichen Kultus; sie überwand meine angeborene Scheu vor der Oeffentlichkeit und bewog mich, das Stück einem mir befreundeten Theaterdirektor zu übergeben. Ich war damals sehr glücklich. Das war vor zwei Monaten.

Als ich an einem Nachmittage früher als gewöhnlich nach Haus kam, Klang mir aus meinem Zimmer ein frohliches Lachen entgegen. Ich erkannte die Stimme meiner Frau und blieb unwillkürlich stehen. Das war mein Verhängniß. Denn gleich darauf hörte ich, wie meine Frau einige Worte aus meinem Drama laut las und dann lustig bemerkte: „Das ist doch zu dumm!“ Eine angenehme Männerstimme lachte zustimmend: „Unglaublich dumm!“ Dann hörte ich ein zärtliches

Seufzen. . . Ich blieb nur einige Minuten vor der Thür stehen; aber ich bin fest überzeugt, daß nie ein Mensch in so kurzer Zeit größere Martern erduldet. Alles in mir brach zusammen: die Liebe zu meiner Frau, die Erinnerung an mein früheres Glück. . . Doch das Alles hätte ich ertragen. Nur daß auch mein Stolz, der sich auf den festen Glauben meiner Frau an mich gründete, so kläglich zusammenbrach. . . Denn sofort fand ich meine Bestrebungen und mein Stück Kläglich und jämmerlich; ich begriff, wie man mich als eilen Dummkopf verhöhnen mußte. Ich war so beschämt, ich kam mir so lächerlich vor, daß ich gar nicht wagte, meiner Frau und ihrem Geliebten unter die Augen zu treten. . .

Wenn man Ihnen erzählt, meine Herren Geschworenen, daß sich in solchen Fällen der Mann auf den Mäuber seiner Ehre stürzt, ihn würgt und schlägt und droffelt, so belügt man Sie. Ich hatte nur das fürchterlich peinliche Gefühl, eine lächerliche Figur zu sein. Ich schlich zum Haushor hinaus und wartete. Und wartete. Während dieser Zeit aber dachte ich nach. Ich sagte zu mir: Deine Frau hat Dich betrogen und tändelt oben mit einem Andern. Das ist unangenehm, aber Das thun viele Frauen; und schließlich ist sie nicht Deine Sklavin. Sie hat Dich lange hintergangen; doch kein Mensch ist im Grunde aufrichtig. Aber sie hat Dir den Frieden Deiner Seele und die Ruhe Deines Lebens genommen, aus Ruthwillen, aus frecher Eitelkeit. Sie hat in Dir Hoffnungen erweckt, die sie als unerfüllbar kannte, Dich zum geschmacklosen Gecken erniedrigt, den jetzt heiße Beschämung brennt. Sie verdient eine Strafe. Und es giebt nur eine, die nicht gar zu jämmerlich klein ist im Verhältniß zu ihrer Schuld. Das ist der Tod. So sprach ich ihr das Todesurtheil. Und als ich fest entschlossen war, es noch heute zu vollstrecken, da fühlte ich erst, daß ich selbst eigentlich schon tot war. Zurück in mein früheres Leben konnte ich nicht mehr, es erschien mir lärglich und schal. Die Fortsetzung des jetzigen Lebens aber war unmöglich; denn es war auf den Glauben meiner Frau an mich gegründet, der nicht mehr bestand. Ach, warum konnte ich diese böse Frau nur so wenige Minuten martern. . .

„Ich werde Ihnen bei Wiederholung einer solchen Aeußerung das Wort entziehen, Angeklagter!“ sagte der Präsident verdrießlich; am Ende mußte gar noch das ganze Beweisverfahren erneuert werden.

„Ich wartete, bis der Geliebte meiner Frau das Haus verließ. Dann ging ich hinauf und freute mich bei dem Gedanken an meine Kacke. Ich war damals sehr herzlich mit meiner Frau. Nach dem Essen verbarg ich das Brotmesser und verschloß, von ihr unbemerkt, die Thür. Dann sagte ich ihr Alles. Ich erklärte ihr, daß ich sie auf langsame und fürchterliche Weise zu Tode martern wollte. Sie schrie. Dann begann ich, sie zu stechen, zu schlagen, zu schneiden. . . Ach, es war köstlich. Ich hatte mir vorgenommen, sie so lange nicht tödtlich zu verwunden, bis man die Thür einbrechen würde. Das geschah leider bald und so erstach ich sie. . . Früher wollte ich nicht reden. Ich sage es jetzt nur, um nicht als verlickt zu erscheinen, was mir sehr peinlich wäre. Fragen werde ich nicht beantworten. Das ist langweilig und lästig. Man mag mit mir thun, was man will. . . Ich bin zu Ende, Herr Präsident!“

Wien.

Ludwig Bauer.



Selbstanzeigen.

Dies Irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Illustriert von R. Haug. Dritte Auflage der illustrierten Ausgabe. — **Gravelotte.** Die Kämpfe um Metz. Illustriert von Speyer. 11. bis 15. Tausend. Beide Werke sind bei K. Krabbe in Stuttgart erschienen.

„Gravelotte“ soll ein ergänzendes Seitenstück zu „Sedan“ bilden, das 1883 erschien und seitdem in zahlreichen Ausgaben eins der verbreitetsten deutschen Bücher wurde. An Umfang stehen die beiden eben in Krabbes Verlag erschienenen Kriegsbildungen bedeutend hinter meinen anderen gleicher Gattung zurück, an innerem Werth aber nicht. Denn meine Feldherrnbildungen, „Friedrich der Große bei Collin“, dem in Brochuren und Aufsätzen über mein Gesamtthema stets eine oberste Stelle zuerkannt wurde, „Cromwell bei Marston Moor“, „Wellington bei Talavera“, „Geheimniß von Wagram“, „Napoleon bei Leipzig“ (die zuletzt genannten Produkte sind künstlerisch sehr viel schwächer) haben zwar naturgemäß den Vorzug, eine große Persönlichkeit als Mittelpunkt herauszuarbeiten, und andere, allgemeinere Militärnovellen, wie „Deutsche Waffen in Spanien“ (Neue vermehrte Auflage 1897, Eisenhammer), die lyrisch abgetönte „Heroika“ u. s. w., walen das Kriegesleben breiter und drastischer. Aber abgesehen von dem „aktuellen“ Reiz, der natürlich diesen uns naheliegenden jüngsten Katastrophen von Metz und Sedan für das größere Publikum anhaftet, habe ich den sozusagen genialen Wurf des „Dies Irae“ nirgends mehr erreichen können. Das war durch die Umstände selbst bedingt. Wenn anfangs von Unkundigen, auch von Kundigen, hier tatsächliche „Enthüllungen“ gewittert wurden, wenn Hochfourt und Andere dies „livre le plus émouvant“ für authentisch, Einige es sogar für von Mac Mahon selbst inspirirt hielten, so daß die Kölnische Zeitung damals (1883) aus der französischen Uebersetzung große Theile als „politisches Ereigniß“ zurückübersetzte, so hat sich ja sehr bald dies falsche sensationelle Interesse verflüchtigt. Daß andere Beurtheiler nur eine geistvolle Mystifikation und Satire darin sahen, auch dafür fehlt mir das Verständniß. „Dies Irae“ ist trotz der scharfen ironischen Charakteristik der Generale keine Satire, sondern einfach eine Dichtung; und nur der dichterische Werth des Werkes hat den fünfzehn Jahre stetig anhaltenden Erfolg ermöglicht. Daß ich heute Vieles darin anders wünschte — General Lebrun hat sich z. B. mit Recht gegen die zwar ehrenvolle, aber etwas komische Rolle verwahrt, die ich ihn spielen lasse — ändert nichts am Gesamtwurf und so habe ich zwar in späteren Auflagen Einiges gestrichen und neu hinzugefügt — auch in dieser neuesten Auflage findet man bei Gallifets Attaque einen neuen, historisch verbürgten Zug —, das Ganze aber unverändert so bestehen lassen, wie damals der Zweiundzwanzigjährige es schrieb. Auch kommt noch ein Umstand hinzu, der für den Kenner meiner Schriften den Werth des kleinen Buches erhöht. In einer späteren Epoche nämlich wandte ich mich der bloß historischen und theoretisch-kritischen Betrachtung des Militärwesens zu und habe hier, wie nicht unbekannt sein dürfte, dem stillen Karpfenteich der Fachliteratur das Wasser getrübt. („Kriegstheorie und Praxis“ „Geist der europäischen Kriege“, vier Bände, „Der Imperator“ — Napoleon 1814 —, „Kampf bei Mars la Tour“, „Kritische Bei-

trüge zur Geschichte des Feldzuges von 1870", endlich die jüngst erschienene „Geschichte der Taktik und Strategie“, Berlin, Schall & Grund.) Diese Thätigkeit, die sich nebenbei in zahlreichen größeren Essays in in- und ausländischen Fachorganen entfaltete, hat mir allerdings neben mancher Ehre viele plumpe Anfeindungen eingetragen. Es gereicht der deutschen Militärpresse nicht zum Ruhm, daß die französische Ausgabe eines Theiles meines größeren Werkes über 1870, die der Kapitän Beling (früher Kriegsschüler in St. Cyr) vom Chasseursbataillon 26 unter dem Titel „La légende de Moltke“ veranstaltete, von der österreichischen und sonstigen ausländischen Fachpresse als Zeugniß „nicht genug zu rühmender strenger Unparteilichkeit“ anerkannt wurde, in Deutschland aber sogar von unwissenden Deuten im Berliner Tageblatt angepöbelt werden durfte. Diese rein sachwissenschaftliche Seite kommt auch in meinen Kriegsbildungen zur Geltung, für die sich der zutreffende Ausdruck „Divinationen“ eingebürgert hat. Denn während meine sogenannten „Zukunftschlachten“ (Bohemia, Belfort, Chalons) von militärischer Seite mit Recht bemängelt wurden (auch die elf Arten meines neuesten Werkes sind weit solider als die in jenen Versuchen), habe ich bei rücksehender Betrachtung schärfere Beugkraft bewiesen. Und so ergab sich aus späteren authentischen Veröffentlichungen, daß auch meine Darstellung der Zustände im französischen Hauptquartier im Wesentlichen auf Wahrheit beruht. Das meiner Meinung nach schwächste Werk — trotz vielen bei ihm selbstverständlichen Schönheiten — des großen Zola, „La débâcle“, hat ein Aufsehen erregt, das es inhaltlich nicht verdient. Die Schilderung der Schlacht ist weder dichterisch packend noch realistisch treu; und Zola verschmäht sogar nicht, den „espion“ vorzuführen. Dabei scheint er, wie aus einem Aufsatz von Konrad Alberti über einen Besuch bei Zola hervorgeht, mein „Sedan“ (Französische Ausgabe) benutzt zu haben. Ich glaube, daß man aus meiner kleinen, aber inhaltlich größeren Dichtung ein klareres und würdigeres Bild des „Zusammenbruches“ empfängt als aus seinen langathmig realistischen und dennoch oft phantastischen Einzelheiten. Das neue Seitenstück „Gravelotte“ unterscheidet sich von „Dies Irae“ formal durchaus. Denn die auftretenden Persönlichkeiten, besonders Bazaine, sind hier nur blickartig beleuchtet, nicht eigentlich als dramatische handelnde hingestellt. Dagegen dürfte die Schlachtschilderung den Vorzug vor jenem Sedan-Gemälde verdienen. Sie ist glühender im Kolorit, dabei realistischer in Behandlung der Einzelzüge. Ein panoramisches Diorama beider Heere, der Deutschen und Franzosen.

Karl Bleibtreu.



Es werde Recht. Tragoedie in fünf Aufzügen. Koburg, Selbstverlag des Verfassers, Vertrieb durch Diehs Hofbuchdruckerei.

Der tragische Gegensatz zwischen einer adelig gebornen Natur und dem konventionellen Durchschnitt des Lebens in der Familie, in der Gesellschaft, im Staat bietet der Dichtung den Stoff, den ich fern von jeder Tendenz zu behandeln und innerlich zu vertiefen bemüht war. Die Kraft des Helden bricht unter den Qualen der Untersuchungshaft und eines unrichtigen Richterpruches. Der endliche Sieg seiner Sache wirft ein freundliches Licht in die dunklen Schatten der Katastrophe. Den Helden erreichen seine Strahlen nicht mehr. Den Herren Aristote-

likern sei bemerkt, daß die tragische Schuld des Helden in dem rücksichtslosen Widerstande zu suchen sein wird, den er bewußt den realen Mächten des Lebens entgegensetzt. Solche Naturen unterliegen im Kampfe der tragischen Nothwendigkeit.

Koburg.

Eduard Mly.



Einsame Strafe. Verlag für Lyrik. Berlin, Zehdenickerstr. 11.

„Wie aber der Riese Antäus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuß die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt.“ Dies schöne Wort Heines, das „die Moderne“ sich gut einprägen müßte, war mir stets Leitschnur. Wenn meine Gedichte Anerkennung finden, so verdanke ich es der gesunden Empfindung, die in mir lebt. Darum sage ich: wer in meinen Gedichten die allerneueste Lyrik vertreten glaubt, Der lese sie nicht.

Helene Orzolkowski.



Roh und Reiter. Kavalleristische Erzählungen. 1898. Berlin, Karl Siegidmund.

Ich versuchte in der ersten Erzählung des Werkes, genannt „der tolle Graf“, alle Dienstzweige des deutschen Kavallerieoffiziers, wie Pferdebedressur, Rennen und Reiten, Exerziren und Terraindienst, Jagden und Reiterfeste, sowie das außerdienstliche Leben eines jungen Reitersmannes zu schildern und wählte dazu die Form des Romans, um die Sache dem Leser schmackhafter zu machen. Die zweite Erzählung enthält die Geschichte Stummel-Augusts, eines braven Kriegspferdes, seine Jugend, seine hannoversche Abkunft und Erziehung, seine Erlebnisse im Frieden und in zwei Feldzügen. Die Erzählung streift die Pferdebedressur der alt-hannoverschen und der preußischen Armee und erzählt mancherlei bisher noch weniger Bekanntes aus bewegten, kriegerischen Tagen.

Hannover.

Moriz von Berg.



Satan. Roman. Breslau. Selbstverlag. 1898.

Ich schäme mich nicht, dies Büchlein im Selbstverlage erscheinen zu lassen; ich schäme mich aber auch nicht, es geschrieben zu haben. Wer daran gewöhnt ist, in der Ausübung seiner Kunst nur Gegner zu finden, wird stolz über alles Maß, lacht der alten Vorurtheile, lacht seiner Gegner, geht weiter seinen hellen Einsamkeitsweg und freut sich, daß er einsam ist. So viele wunderliche Gedanken ziehen durch das Hirn, bunte Märchen, tausend stille, zauberische Heimlichkeiten und eine Fluth von silbernem, zitterndem Licht, das schwingt und schwingt. Aus einer solchen Stimmung ist „Satan“ entstanden, — mein „Satan“, den das liberale Philisterrium Schmutz nennen wird, den ich gerade aus dem Schmutz gerettet heiße und auf den ich — man verzeihe mir! — manchmal recht stolz bin.

Breslau.

Ernst Ewert.



Falsche Stempel.

Heutzutage werden allerlei Waaren versandt, von den kostbarsten bis zu den billigsten, auf die der Fabrikant nicht seinen eigenen Namen, sondern den des Wiederverkäufers oder des Abnehmers zu graviren oder zu kleben hat. In den Fällen, wo man jetzt wenigstens die Fabrikmarke anbringt, können die eng verschlungenen Buchstaben meist alles Mögliche bedeuten. Bei einzelnen Maschinen wird sogar abgemacht, daß die Besitzer das Fabrikbild abschrauben und ihr eigenes anschrauben dürfen; da sie selbst Fabrikanten sind, nur eben nicht Alles machen, so wird eine Täuschung noch leichter möglich. Es giebt aber viele Dinge, bei denen der Ursprungsnachweis unzweideutig genau sein müßte. Wenn z. B. Uhrenfabrikanten ihren Namen fortlassen, so ist Das bedauerlich; wenn sie aber auf das Zifferblatt gar den Namen der Ladenbesitzer und Wiederverkäufer setzen, so wirkt diese Unwahrheit direkt schädlich; denn eine Uhr ist doch keine rohe Waare, sie hat gewissermaßen einen persönlichen Werth. Allerdings kommt es vor, daß man bei einem Besuch in Genf den Fabrikanten seines Chronometers aussuchen möchte und dann in ihm auch nur einen Ladenbesitzer findet. Unsere Glashütte aber wird selbst die Firmen ihrer besten Kunden nicht eingraviren. Wenn etwa Herr Schulte, der bekannte berliner Kunsthändler, seinen Namenszug auf die Bilder berühmter Maler setzte, dann würde mit der Zeit eine Legende von dem großen Maler Schulte entstehen. Ich zweifle, ob unsere Zwischenhändler eine so starke Zumuthung an Ehre und Wahrhaftigkeit von vorn herein zu stellen gewagt haben; eher möchte ich glauben, daß ihnen die Fabrikanten mit solchen Reizungen entgegengekommen sind.

Das Meßinstrument, der elektrische Zähler, geht aus wissenschaftlich geleiteten Werkstätten hervor; jedes einzelne wird nach genauen Aufzeichnungen als eine Art Individualität behandelt. Sehr charakteristisch sind nun die Stempel auf diesen wichtigen Apparaten. Eines Tages, es sind seitdem schon einige Jahre verfloßen, annoucierte ein berliner Fabrikant, der neben einem sehr häufig vorkommenden Namen auch den Dokortitel führt: „Meßinstrumente mit jeder beliebigen Firma.“ Das zwang die Fabriken zweiten Ranges, sich ihre Kundschaft auch durch solche neue Vorklungen zu erhalten. Es ist ja richtig, daß der Fachmann schon am äußeren Bau, am Stil den eigentlichen Ursprungsort erkennt; aber die Installateure und Dynamofabriken wollen doch die Täuschung. Jede Lichtanlage, im Treppenhaus und im Zimmer, hat eine solche Schalttafel; sie ist elegant, gilt gleichsam als Repräsentant des Ganzen und führt so dem Publikum beständig einen falschen Namen vor. Nach dem Beispiel des Doktors haben selbst allererste Elektrizitätswerke ihre Fabrikation von Meßinstrumenten auf diese bedenkliche Art eingerichtet. Sie selbst ziehen sich bescheiden zurück und setzen die Namen ihrer Kunden auf die Tafel. Nur die besten feinmechanischen Werkstätten, die ja auch mit den Preisen nicht so unständig schleudern konnten, hatten sich gegen die Entfernung ihres Namens lange gewehrt; heute bewahren aber auch sie eine Menge fremder Stempel, deren Namenszug sie dann einfach eingraviren lassen. Man muß die Bedeutung dieses Verfahrens einmal erwägen. Ein Meßinstrument giebt eine Summe geistiger Anstrengungen und ist durch Patente geschützt; diese Werthe werden nun durch das falsche Firmenzeichen tief herabgesetzt, und zwar gerade von der Elektrizitätsindustrie, deren Aussichten glänzend sind. Die jüngste und mächtigste

Technik, die so ungeheure Erfolge und Gewinne erzielt, hat sich in kurzer Zeit zur Annahme von Rücksichtslosigkeiten und Unehrllichkeiten bequemt, die man sonst nur bei greifenhaften Gewerben zu treffen pflegt, — und nicht etwa im Lande der Hansees, deren „Spitzhakencharakter“ seit dem Beginn des Krieges oft genug bei uns in Wort und Bild gebrandmarkt worden ist, sondern in Deutschland. In dieser Zeitschrift sind die Vorzüge unserer Industrie so oft anerkannt worden, daß auch einzelne Nachtheile freimüthig behandelt werden können, um so mehr, als es sich im Grunde ja meist um einen Mangel an nationalem Stolz handelt.

Das ganze Ausland kann man freilich nicht mit falschen Stempeln versehen. So verlangen die russischen Behörden mindestens das deutsche Fabrikzeichen auf ihren Waaren. Englischen Abnehmern kann man die Angabe der Ursprungsfirma ersparen; aber das berühmte Wort *Made in Germany* beseitigt schnell etwa vorhandene Illusionen des Publikums. Die Franzosen verlangen aus politischen Gründen, daß im Stempel und in der Fabrikmarke der deutsche Ursprung verschwiegen wird; außerdem fordern sie Beschreibungen in französischer Sprache. Gegenüber diesem Nachbarn sollte aber endlich unsere Industrie vereint Stellung nehmen. Heute beugen sich selbst die größten deutschen Werke vor dem albernen Chauvinismus; sie verbergen ihre Namen, verheimlichen sogar die Thatsache, daß sie nach Frankreich Waaren einführen, — nicht nur aus Gewinnsucht, sondern eher in der Absicht, die französische Industrie nicht aus ihrem merkwürdig festen Schlaf zu wecken. Sie würde aber erwachen, heißt es, wenn man in Paris die wahre Lage der Dinge durchschaute und Maschinen und Anlagen bester Qualität mit deutschem Stempel sähe. Wegen diese Befürchtung läßt sich aber Manches einwenden. Erstens ist der Vorsprung unserer technischen und chemischen Industrie so groß, daß er in Jahren nicht einzuholen wäre; und zweitens gilt der gute Ruf doch mehr, als unsere Fabrikanten zu glauben scheinen. Nur durch ihre großartige Rücksichtslosigkeit, die durchaus nicht immer mit Unkenntniß fremder Leistungen gepaart war, haben die Engländer für lange Jahrzehnte den Ruf ihrer Waaren fest zu begründen vermocht. Heute, darüber kann kein Zweifel sein, brauchen die Franzosen uns für viele Zweige des Großgewerbes und wir werden unseren Ruf auch bei ihnen durchsetzen, wenn wir uns weigern, anders als offen, unter eigenem Namen, zu liefern. Auch in den Personenfragen sollten wir weniger nachgiebig sein und nicht länger dulden, daß unsere besten Praktiker durch französische Strohmänner ersetzt werden. Man hat ja vor einiger Zeit in Nantes, das allerdings bei dem mehr internationalen Bordeaux liegt, gesehen, daß Aktiengesellschaften sogar mit Kasseanern gebildet werden können, obwohl doch selbst kein Franzose mehr an ein selbständiges Adnigreich Westfalen glaubt. Wenn man freilich sieht, wie sich jetzt in Wien unsere feinen Industriellen vor der Strömung demüthigen, dann darf man auch von dem Mannesmuth vor den eiteln Parisern nicht allzu viel hoffen.

Bei den Mehlinstrumenten hindert das Verlangen nach fremden Stempeln auch das Arbeiten auf Vorrath, das die Preise verbilligen könnte. Solche Instrumente werden, wenn sie fertig sind, mit Glasplatten versehen und plombirt; wenn sie aber nachher zum Stempeln wieder geöffnet werden müssen, wird an empfindliche Systeme gerührt und die Garantie der Fabrik ist nicht mehr unbedenklich. Das Arbeiten auf Vorrath wäre aber schon deshalb nöthig, weil sehr große Elektrizitätsgesellschaften sich jetzt häufig erbieten, solche Instrumente in der unglaublich

lich kurzen Frist von acht Tagen zu liefern. In Berlin macht die Arbeiterfrage kaum Schwierigkeiten; da kann man bei geringerer Beschäftigung auf einen Schlag zahlreiche Arbeiter entlassen und findet, wenn die Beschäftigung steigt, sofort wieder ausreichenden Ersatz an „Händen“. In vielen anderen Städten sind aber gute Arbeiter ohne vierzehntägige Kündigungsfrist überhaupt nicht zu haben.

Auch bei elektrischen Bogenlampen-Bänden, die zum Herunterlassen — zum Einnehmen von Kohle — dienen, verlangen heute die Installateure, daß ihr dabei doch ganz unbetheiligter Name angebracht wird, und die Spezialfabriken thun ihnen den kleinen Gefallen. Dagegen wird z. B. für Gasöhren keine Umschreibung verlangt, weil sie an Stellen angebracht zu werden pflegen, wo man die Namen doch nicht lesen will oder kann. Auf Messer und Gabeln drücken unsere Fabrikanten jede gewünschte Firma; Das soll sogar von Solingen aus geschehen. Am Bedenklichsten ist, daß auch englische Namen bereitwillig eingravirt werden, etwa M. & Co., Sheffield. Wer M. ist, weiß dann natürlich Niemand. Auch werden solche Bestecke gar nicht immer erst nach Hamburg geschickt, um von da aus per Steamer bei uns anzukommen. Entweder sind aber die Sachen gut; dann soll man das dem englischen Fabrikat günstige Vorurtheil des Publikums brechen; oder sie sind schlecht; dann hat der Abnehmer jedenfalls den Schaden. In unserer Fahrradindustrie führen erste Werke nur ihre besten Garnituren unter eigenem Namen, während sie ihre viel billigeren Räder unter anderem Namen und mit geringerer Garantie verkaufen. Auf Oefen, die zum Theil durch ihre Technik, zum Theil auch durch ihre Kunstform anziehen, pflegt der Fabrikant gern den Namen seiner kaufmännischen Kunden einzuschmelzen oder einzubrennen. Andere Oefen, z. B. die Schmelzöfen für Calcium-Karbid, kann man in den Preisverzeichnissen berliner Wiederverkäufer sogar mit den eigenen Glases der süddeutschen Fabrik aufgeführt sehen. In der Porzellanindustrie, deren Erzeugnisse gefählich geschätzt werden, sind solche Täuschungen schwerer möglich; das Zeichen D. R. P. braucht bekanntlich nicht einmal auf dem Fabrikat zu stehen. Die Bleistiftfabriken setzen auf Kalender und ähnliche Artikel willig die Firma des Abnehmers. Bei Bronze-farben dagegen scheint sogar den Franzosen der Ursprung aus Nürnberg und Fürth nicht verschwiegen zu werden. Merkwürdig ist das Verfahren in der Vorteseuille-Industrie. Offenbar ist auf diesem Gebiet doch gewiß ein Weltplatz, der nicht erst aufzustreben braucht; dennoch werden dort jahraus, jahrein Lederwaaren aller Art mit wiener und englischen Stempeln hergestellt und diese Waaren gelten nicht nur in Oesterreich und England als einheimische Fabrikate, sondern werden als solche sogar nach Deutschland versandt. Bei Hündholzern wird der Name des Fabrikanten gern verborgen. Auch die Weinhändler setzen ihren, nicht den Namen des Weinbergbesizers auf die Flaschen. Im Kurzwaarengeschäft waren schon zahllose Artikel mit dem Stempel des Ladenbesizers versehen, bevor noch die verhassten Bazare aufkamen. Zweifel dürften zuweilen auch die Abscheuen für Chemikalien aller Art erregen, die der Materialwaarenhändler mit seinem Namen deckt. Endlich folgen auch die Drucker sehr oft dem Befehl der Kundschaft; so werden z. B. die englischen Christmaskarten, die auch bei uns zu Tausenden gekauft werden, in Deutschland gedruckt. Sogar die Franzosen erhalten seit Jahren viele Karten und Plakatbildchen von uns. Als Boulanger jedem Wähler seine Visitenkarte schickte, waren diese Chauvin-Karten aus einer frankfurter Fabrik bezogen worden. Plu to.